

Alexander von Bernus



Die Blumen des Magiers

Nachtstücke und Phantasien

Rosen  Bibliothek

ROSEN-BIBLIOTHEK

Band 13

Alexander von Bernus

Die Blumen des Magiers

Nachtstücke und Phantasien

Rosen  *Bibliothek*

ISBN 3-8251-7711-4

Erschienen 2002 in der Rosen-Bibliothek
im Verlag Urachhaus, Stuttgart
© 2002 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH, Stuttgart
Umschlaggestaltung: U. Weismann
Umschlagbild: Horst Janssen, Rote Orchidee
© VG BILD-KUNST, Bonn
Gesamtherstellung: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Digitalisiert: Frater Choyofaque

Inhalt

Vorwort

6

Schloßlegende

Eine ungewöhnliche Begebenheit

7

Hexenfieber

Eine magische Begebenheit

24

Die Blumen des Magiers

29

Vorwort

Alexander von Bernus (1880-1965) verbrachte die ersten vier Jahre seines Lebens in Manchester, ehe er mit seiner Familie nach Heidelberg übersiedelte. Die Stadt und das nahe gelegene Stift Neuburg waren für die nächsten Jahre seine Heimat, ehe er aus Studiengründen nach München ging, wo er aufregende Jahre in den berühmten Schwabinger Kreisen erlebte. Es entstanden langjährige Freundschaften mit Alfred Kubin, Karl Wolfskehl und Rainer Maria Rilke. Als er das Stift Neuburg erbte, begann eine künstlerisch sehr bedeutende Zeit: Dort verbrachte er die Sommer und lud zahlreiche Gäste zu ausgedehnten Aufenthalten ein. So kam es auch zur Begegnung mit Stefan George, mit dessen Kreis er schon in Schwabing Bekanntschaft gemacht hatte, zu dem er sich jedoch stets in einiger Distanz hielt.

1910 lernt er Rudolf Steiner kennen und fühlt sich ihm und seinem Werk sehr verbunden: Hier findet er offene Ohren für die Berichte seiner übersinnlichen Erfahrungen, die bereits in jungen Jahren große Unruhe in sein Leben gebracht hatten. Über das Studium der Anthroposophie und der Mystik Jacob Böhmes entdeckt er Paracelsus und beginnt selbst, alchemistisch zu forschen.

Die Umwandlung unedlen Metalles in Gold ist dabei für ihn nur eine von zahlreichen Metamorphosen - seine Paracelsus-Studien lassen ihn tief in das Wesen der Heilkunde eindringen. Und so verfasst er medizinisch-spagyrische Schriften, die schon bald in fremde Sprachen übersetzt werden. Im eigenen Laboratorium stellte er Arzneimittel her, deren Rezepte bis heute von einer namhaften Firma in Süddeutschland angewandt werden. Daneben ist es bis ans Ende seines Lebens sein größtes Anliegen, geistige Wahrheiten in Lyrik und Prosa zum Ausdruck zu bringen.

Bernus war von 1916-1921 Herausgeber der Zeitschrift *Das Reich*, für die neben Rudolf Steiner zahlreiche Geistesgrößen seiner Zeit wie Thomas Mann, Stefan Zweig und Rilke Beiträge lieferten. Aber auch mit seinen eigenen Werken erlangte er große Bekanntheit. Angefangen mit dem ersten Gedichtband *Aus Rauch und Raum* des 24-Jährigen über die Puppenspiele der Schwabinger Zeit und Übertragungen aus dem Englischen, war es hauptsächlich der Band *Weltgesang*, der ihm höchstes Lob einbrachte und zahlreiche Neuauflagen erlebte.

Die hier versammelten Novellen aus den Jahren 1949-51 spiegeln sowohl Bernus' eigene magische Erfahrungen als auch seine tiefe Verbundenheit mit dem Geist der Romantik wider. Die *Schloßlegende* (1949) erinnert an Ferdinand von Saar, dessen *Schloß Kostenitz* Parallelen in der Handlung aufweist; Bernus fügt jedoch das Element des Unergründlichen hinzu und zeichnet seine Figuren als Charaktere, die einer unerklärlichen Macht ausgesetzt sind. Im *Hexenfieber* (1951) atmet der Leser die beklemmende Luft der Welten E.T.A. Hoffmanns und erfährt von okkulten Praktiken, mittels derer Kundige ihren Feinden Schaden zufügen, ohne sich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstellen zu müssen. Das Kernstück dieser Sammlung ist die Novelle *Die Blumen des Magiers* (1950), die an Stefan Zweig erinnert, gleichzeitig aber auch die mysteriösen Pfade der Detektivgeschichten E.A. Poes nachschreitet.

»Warum Romantik stets nur auf dem Umweg über Dichtung?«, fragt der Erzähler im *Hexenfieber*. Für Alexander von Bernus ist die Sprache das Mittel, dem Leser den Weg aus der sinnfälligen Alltäglichkeit heraus zu weisen - er entführt uns in die Welten hinter dem scheinbar so Realen.

Michael Stehle

Schloßlegende

Eine ungewöhnliche Begebenheit



Von jeher hatte ich eine besondere Vorliebe für die Schlösser und Lustgärten des achtzehnten Jahrhunderts. Es liegt ein unwirklicher, noch heute unbeschworener Zauber über diesen ebenmäßigen, meist schon verwitterten, in sich ruhenden Steinfassaden, die unendlich einsam immer irgendwo abseits unverhofft inmitten von verschollenen Gärten stehen, wo die stillgelegten Springbrunnen und Wasserkünste zwischen Sandsteinbalustraden und beschnittenen Laubengängen von geheimen Abenteuern und galanten Schäferspielen träumen, deren sie einst Zeuge waren, als noch der letzte farbige Verfall und Abglanz eines goldenen Zeitalters die Nachtigallen im Gebüsch lauter schlagen und die verräterischen Herzen in den Lauben nachgiebiger und bestürzter pochen ließ. Die geilen Faune und beredten Nymphen spiegeln sich noch immer teilnahmslos wie damals in den schilfbedeckten Wasserflächen, doch die Schattenbänke davor sind verwaist und keine amourösen Kavaliere und in Reifröcke geschnürte Damen promenieren unter festlichen Lampions bei losem und verfänglichem Geplänkel um die nächtlichen verschwimmenden Bosketts. Die ganze süße Schwermut der Vergänglichkeit umwittert diese weltentlegenen Garteneinsamkeiten, und dem Besucher, der auf seinen Streifereien mittags, während von dem nahen Dorf die Aveglocke läutet, wegmüde und bestaubt in ihre Stille eintritt, zeigt sich, wenn seine Sinne aufgeschlossen sind, mitunter überraschend irgendwo an dem verlassensten und fernsten Fleck die Mittagsfrau.

Auf meinen Fahrten und Wegen bin ich immer wieder diesen abseitigen Schlössern und verwunschenen Gärten nachgegangen, um in den Ruhepausen langer lässiger Spätsommernachmittage in die farbigen Abgründe ihrer zeitfernen Geheimnisse unterzutauchen.

Mitunter wollte es der Zufall, daß das so erwanderte, in sich versunkene Schloß verwaist und unbewohnt lag, und der Schloßwart war dann meistens zu bereden, mich auch in das Innere einzulassen. Und hatte er sich vergewissert, daß er sich von meiner Seite keiner Unbill zu versehen hatte, überließ er mich alsbald mir selber, so daß ich in den weitläufigen und verlassensten Räumen unversehens allein war und hinhorchen konnte, bis sie anfangen, zu reden und von sich und dem, was sie gesehen hatten, zu erzählen. So stieß ich eines Nachmittags auf einer Autofahrt in Kärnten weit im Lande an dem Fuße eines Höhenzuges unverhofft auf einen einsamen und ganz verwilderten uralten Park inmitten einer niederen moosbewachsenen Umfassungsmauer. Vom Schloß selbst war von außen nichts zu sehen; die hundertjährigen Bäume hatten es der Sicht entzogen.

Ich war allein. Meinen Freund, den Maler, hatte ich in einem altertümlichen Städtchen zurückgelassen, wo er zeichnen wollte. Er bereiste das südliche Österreich im Auftrag einer großen illustrierten Zeitschrift. Wir hatten uns verabredet, daß ich ihn erst am Abend dort zur Weiterfahrt abholen sollte. Solange fuhr ich in der Landschaft ohne Ziel umher, um irgendwo an einem Waldrand oder Seeufer Station zu machen und an meinem angefangenen Buche weiterzuschreiben. Hierbei war ich auf den weltfernen zeitentrückten Park gestoßen. Hier würde ich den Nachmittag verbringen, an dem abgeschiedensten und vogelnahesten Platz, beschloß ich. Ich fuhr das Auto abseits in den Schatten und stieg, ohne lang das Tor zu suchen, über die zerbröckelnde Umfriedungsmauer. Es war der unwahrscheinlichste und schönste Park, den ich jemals gesehen hatte, von einer wunderbaren und verwirrenden Verwilderung. Erst trieb ich mich geraume Zeit darin umher, um mir die eigenartigen architektonischen Gesichtspunkte, nach denen er ursprünglich angelegt war, zu vergegenwärtigen. Das Schloß lag nicht wie sonst bei diesem Baustil auf der Vorderseite frei und offen, während sich die Hauptfassade gartenwärts in eine weite und betonte Perspektive auftut, sondern bildete den Mittelpunkt der ganzen großzügigen Anlage, auf den im Umkreis alle Wasserwege, Laubengänge und Anfahrtsalleen konzentrisch zustrebten. Im Laufe eines Jahrhunderts aber hatten die vormals in strenger Zucht gehaltenen steinalten Bäume ihre Fesseln abgeschüttelt und umwanderten nun stolz und selbstherrlich den einst gebieterischen Herrenbau. Das Schloß schien unbewohnt, die Läden alle waren fest verschlossen. Drei niedere Stufen führten zu dem Haupteingang, den rechts und links zwei auf die Balustrade hingelagerte sphynxartige Steinfiguren hüteten. Das Wappen über dem verwitterten Portal trug eine Grafenkrone. Es ging etwas gespenstisch Unheimliches aus von diesem Hause, etwas, das sich nur erfüllen, nicht beschreiben läßt und dem man sich doch nicht entziehen konnte. Es mußte viel geschehen sein in diesen Mauern, das so in sie eingegangen war, daß sie es festgehalten hatten und es nun ausatmeten, so sehr beladen schienen sie mit Schicksal und Vergangenheit.

Ich ging mehrmals um das geheimnisvolle Schloß herum, um zu versuchen, ob sich nicht doch irgendwo die Möglichkeit zeige, hineinzukommen. Doch alles war hermetisch zu: kein angelehnter Laden oder halbgeschlossenes Fenster, das zum Einsteigen verleitet hätte. Vergebens hielt ich Umschau nach dem Schloßwart: nicht die geringste Spur ließ darauf schließen, daß hier jemand wohne. Ich war schon drauf und dran das Suchen aufzugeben, als ich durch die Parkbäume hindurch am Ende eines Laubenganges einen wohnhausartigen Gartenpavillon bemerkte. Das gab mir Hoffnung, doch noch eine Menschenseele aufzutreiben. Beim Näherkommen sah ich an der Außenseite Holz unter einer Überdachung aufgeschichtet, ein gewisses Zeichen für Bewohntsein. Der Pavillon war größer, als er mir zuerst aus der Entfernung erschienen war und erinnerte in seiner Stilreinheit und Anmut an Hameau im Parke von Versailles, nur war er ungepflegt und ganz verwahrlost. Auf mein Anklopfen mit dem Klopfring an der Türe trat ein etwa achtzehnjähriges, betörend schönes Mädchen auf die Schwelle, daß ich im ersten Augenblick glaubte, ich träume. Ich muß in meiner Überraschung ihr recht töricht vorgekommen sein, denn sie fing an hell aufzulachen. Das gab mir meine Fassung wieder und ich fragte sie, ob hier der Schloßwart wohne. Der Schloßwart: nein, aber ihr Großvater, der Kastellan, sei drin im Hause. Ich bat sie, ihn zu holen. Noch immer lachend schlug sie mir die Türe vor der Nase zu und war verschwunden. Es währte eine gute Weile, bis die Türe wieder aufging und ein hochbetagter Mann erschien in einer altfränkischen Kastellanstracht, der mit einer gravitätischen Verbeugung mich zeremoniell begrüßte. Ich glaubte mich in das ancien regime zurückversetzt; es war, als sei die Zeit an dieser baumbestandenen Einsamkeit spurlos vorbeigegangen. Um in der vorgeschriebenen Rolle zu bleiben, erwiderte ich die Begrüßung mit einer ausladenden fürstlichen Geste, die den alten Kastellan sichtbar befriedigte, denn er erkundigte sich umständlich nach meinen Wünschen. Als er jedoch vernahm, ich sei gekommen, ihn zu bitten, mir das Schloß zu zeigen, wurde er mit einemmal ablehnend: er habe strenge Weisung, niemand einzulassen. Im übrigen sei ja das Schloß doch unverkäuflich: was also habe es für mich für einen Zweck, es zu besichtigen? Ich hätte selber eines, aber darum interessiere ich mich auch für andere, war meine Antwort. Dieses Argument schien ihm zwar einzuleuchten, nichtsdestoweniger fand er stets neue Ausflüchte, was meinen Eindruck nur noch mehr bestärkte, daß es mit dem verlassnen Schloß eine besondere Bewandnis haben müsse.

Ich nahm daher, um doch mein Ziel noch zu erreichen, zu einem ausgiebigen Trinkgeld Zuflucht. Das gab den Ausschlag. Wenn der Marchese nach wie vor darauf bestehe, meinte er, so wolle er in diesem Falle ausnahmsweise sich dazu verstehen, nur die Schlüssel müsse er noch holen ... Damit begab er sich ins Haus zurück, während ich draußen wartete.

Ich hatte während unseres Gespräches wohl beachtet, wie sich das schöne Mädchen drinnen hinterm Vorhang unentwegt zu schaffen machte und dabei von Zeit zu Zeit verstohlen nach mir hinsah. Das gab mir Hoffnung auf ein unerwartetes und völlig einmaliges Reiseabenteuer, und während der bezopfte Kastellan die Schlüssel suchte, besann ich mich auf eine glaubhafte Begründung, um dem Maler später die Notwendigkeit einer Verschiebung unsrer Weiterfahrt auf ein paar Tage so plausibel als möglich machen zu können, doch wollte mir trotz aller Anstrengung nichts Annehmbares einfallen. Auf jeden Fall stand bei mir fest, dem Maler nichts von meinem Funde zu verraten. Nun erschien der alte Kastellan mit einem mächtigen Schlüsselbunde wieder auf der Bildfläche. Langsam und schweigsam ging er neben mir aufs Schloß zu. Als wir dort angekommen waren und er das verrostete Schloß des Haupteinganges aufgeschlossen hatte, standen wir in einer weitläufigen stuckverzierten Halle, in die beim Öffnen der, wer weiß wie lang, geschlossenen Läden eine Flut von Licht hineinbrach. In diesem Augenblick war mir, als habe irgend etwas Unsichtbares mit dem Einfluten des Lichts das Schloß verlassen. Im Erdgeschoß befanden sich außer dem großen Speisesaal nur verschiedene Wirtschaftsräume, darunter eine riesenhafte Herrschaftsküche und daneben eine kaum viel kleinere Küche fürs Gesinde. Eine fürstliche und breite eichene Treppe mit sehr niederen Stufen und einem fast überreich geschnitzten Eichenholzgeländer führte zu den Wohn- und Prunkzimmern des ersten und des zweiten Stockwerks. Sie lagen alle da, als hätten die Bewohner sie vor kurzem erst verlassen, und nur der Staub auf den kostbaren Stilmöbeln der Zeit verriet das jahrelange Fehlen der Betreuung.

Die Anlage der einzelnen Stockwerke war die stilübliche: auf jedem Stockwerk, wo die Treppe mündete, befand sich eine kleine Diele, von der nach rechts und links ein schmaler Gang abzweigte, zu dessen beiden Seiten ebenmäßige Türen in die anliegenden Räume führten. Auf dem ersten Stockwerk in der Dielenmitte öffnete sich eine breite Flügeltür in den Empfangssalon. Von diesem Mittelpunkt aus taten sich zwei weitere Flügeltüren in die Flucht der beiderseits angrenzenden Gemächer auf. Der zweite Stock war analog dem ersten angelegt. Der über dem Empfangssalon gelegene Saal jedoch war unzugänglich. Es sei der Ahnenbildersaal, berichtete der Kastellan, und er erstreckte sich in seiner ganzen Länge auch noch über die zwei dem Empfangssalon benachbarten Saalflächen.

Ob man denn nicht durch eine der rechts- oder linksseitigen Flügeltüren Zutritt zu dem Ahnenbildersaale habe, fragte ich den Kastellan beobachtend. - Nein, diese seien innen abgeriegelt und den Schlüssel zu der Mitteltüre habe beim Verlassen des Schlosses der Graf selbst mitgenommen. - Wann das gewesen sei? - Vor dreiundzwanzig Jahren. - Wo er sich jetzt aufhalte? - Das sei unbekannt. - Warum der Graf bei seiner Abreise den Ahnenbildersaal verschlossen und den Schlüssel abgezogen und an sich genommen habe? - Hierüber könne er nicht sprechen. Nur zur Vermeidung dieser Frage habe er mir ja das Schloß nicht zeigen wollen. - Hier also, hier lag das Geheimnis, das ich schon gewittert hatte, als ich kurz zuvor allein vor den von Schicksal und Vergangenheit beladenen Mauern stand. Um so entschloßener war ich, das Geheimnis zu ergründen. Doch sah ich wohl, ich müsse hierbei vorsichtig zu Werk gehn, um den Alten nicht durch meine vielen Fragen mißtrauisch zu machen. Ich wandte mich noch einmal zu der Flügeltür des Ahnenbildersaals, aber sie war fest verschlossen. Darüber angebracht war eine Tafel neueren Datums mit der seltsamen und schönen Inschrift:

Wir hören von Treue erzählen,
Die niemals zu lange bestand,
Und was wir uns heute verhehlen,
Tritt morgen als Traum aus der Wand.

Ich zog meinen Notizblock aus der Tasche und notierte mir die Zeilen. »Von wem rührt diese Inschrift her? Sie ist sehr eigentümlich«, fragte ich den Alten. - »Vom Grafen«, gab er mir zur Antwort. - »Ist denn der Graf ein Dichter?« - »Nein, ein Forscher und Gelehrter.« - Was er denn wissenschaftlich arbeite? - Das könne er nicht sagen, er habe sich niemals darum gekümmert. - Es war mir klar, daß diese Inschrift irgendwie in einem untergründigen Zusammenhang stehen müsse mit dem streng gehüteten Geheimnis des seit mehr als zwei Jahrzehnten abgeschlossenen Bildersaales. Vielleicht, daß sich von hier aus doch noch ein Versuch beim Alten unternehmen ließ, ihn auf Umwegen zum Reden zu bestimmen. Man mußte nur den rechten Zeitpunkt abwarten.

Nachdem der alte Kastellan mich so im ganzen Schloß herumgeführt hatte und wir aus einem Seitenflügel wieder in das Freie traten, mußte ich erst tief und gierig Atem schöpfen, so beklemmend hatte sich das Atmosphärische der Räume auf die Brust gelegt. Dem Alten war das nicht entgangen, denn er sagte wie entschuldigend: »In alten Schlössern muß man sich erst an die Luft gewöhnen.« - »Sie haben sie wohl schon von Kindheit an geatmet, oder sind Sie später erst hierhergekommen?« - Durch diese Frage hoffte ich unser Gespräch allmählich so zu lenken, daß es beim Hin und Her zuletzt von selbst zu dem geheimnisvollen Bildersaal zurückkehre.

Wir standen vor der Steinbank eines Laubenganges. Ich nötigte den Alten, sich noch etwas zu mir hinzusetzen und forderte ihn auf, mir von sich selber zu erzählen. Zwar sträubte er sich erst und meinte, am Leben eines alten Kastellans sei nichts erzählenswert, dann aber ließ er sich doch überreden. Je mehr er im Verlauf seiner Erzählung Bild an Bild am farbigen Bande der Erinnerung vorbeiziehen ließ, um so gesprächiger und zutraulicher wurde der ursprünglich so einsilbige Alte. Es war ein wunderliches und in seiner ersten Hälfte alles andere als eintöniges Leben, das sich vor mir auftat. Als Milchbruder und Spielgefährte seines späteren Herrn, des Grafen, war er in der Schloßumfriedung groß geworden. Sein Vater, ehemaliger gräflicher Leibkutscher, war gestorben, als er selbst erst sechs war, seine Mutter war Beschließerin im Schloß gewesen. Als Kammerdiener hatte er den Grafen später dann auf allen seinen Reisen, die ihn auch nach Frankreich, England und Italien führten, jahrelang begleitet. In seiner Jugend muß der Graf, vor allem während seiner kurzen Offizierslaufbahn in Wien als Windischgrätzdragoner, sehr verschwenderisch und ausschweifend gelebt haben, doch als er dann mit etwa fünfunddreißig nach dem Tode seines Vaters Schloßherr wurde, war er nicht mehr wiederzuerkennen. Er lebte ganz zurückgezogen und für sich, verkehrte fast mit niemand, das gesellige und bunte Leben, das zu Zeiten seines Vaters auf dem Schloß geherrscht hatte, verstummte. Den ganzen Tag und oft die halbe Nacht hindurch saß er in seinem Arbeitszimmer oder in der angrenzenden Bibliothek und wälzte alte Schweinslederfolianten. - Was sie enthalten hätten? - Unverständliche geheimnisvolle Zeichen, Sternbilder und verwunderliche Signaturen. In manchem dieser Bücher habe auch vom Goldmachen, vom Stein der Weisen, aber auch von Rosenkreuzern und geheimen Bruderschaften allerhand gestanden. Auch alte, in vergilbtes Pergament gebundene, handgeschriebene Folianten hätten sich dabei befunden. Er habe aber nur ganz selten einen Blick hineintun können, weil der Graf, der Briefe, Geld, Schmucksachen und was immer unbesorgt herumliegen zu lassen pflegte, jene Bände in dem großen, abschließbaren Bücherschranke seines Arbeitszimmers in Verwahrung hatte. Es dauerte nicht lange, da begann der Graf bei seinem Arbeitszimmer sich auch ein Laboratorium einzurichten mit seltsamen und abenteuerlichen Apparaten, das niemand außer ihm betreten durfte und das er selbst instandhielt. Mitunter sei es unheimlich gewesen anzusehen, erzählte der zusehends mehr aus seiner früheren Zurückhaltung herausgehende Alte, wenn das ganze große Schloß bei Neumond in vollkommenem Dunkel lag und nur von dem Laboratorium her ein zuckendes und fahles Licht die Nacht verfärbte.

In dieser eintönigen Abgeschlossenheit vergingen fünfzehn oder sechzehn Jahre, ohne daß der Graf nur einmal daran dachte, seine immergleiche Lebensweise, sei es nur durch eine kurze Reise oder bloß durch einen flüchtigen Abstecher nach Wien zu unterbrechen. Nur manchmal ließ er sich ein Pferd satteln, im Sommer meist bei Vollmondnächten, oft aber auch bei Sonnenaufgang, wenn er wieder einmal eine ganze Nacht hindurch gearbeitet und hinter dem Laboratoriumstisch gestanden hatte. Er ritt dann wild und planlos durch die Gegend, um mit abgehetztem und schweißtriefendem Pferde erst nach Stunden wieder heimzukehren.

Vielleicht hätte der Graf die jahrelange Einsamkeit nicht so ertragen, wenn nicht das Töchterchen des Forstmeisters gewesen wäre, ein sehr schönes und dem ganzen Wesen nach nicht herkömmliches Kind, das unter seinen Augen aufwuchs und das er wie sein eigenes verwöhnte. Es war das einzige Geschöpf im ganzen Schloß, das jederzeit sogar zu seinem Arbeitszimmer Zutritt hatte. Die Mutter war noch bei der alten Gräfin Jungfer auf dem Schloß gewesen und hatte dann, weil sie ein Kind erwartete, den Forstmeister geheiratet. Der junge Graf, so hieß es, hatte während ihrer Dienstzeit auf dem Schlosse mit dem hübschen schwarzhaarigen Mädchen ein Verhältnis, und das bald nach ihrer Heirat auf die Welt gekommene Försterstöchterchen sei eigentlich ein Grafenkind. Der Umstand, daß der Graf sich des heranwachsenden Mädchens später dann so annahm, machte die Vermutung vollends zur Gewißheit. Nachdem das Mädchen groß geworden war, verheiratete sie sich mit dem benachbarten Gutspächter und der Graf trug Sorge für die Aussteuer. Dann wurde es noch stiller um den Grafen ...

Hier schwieg der alte Kastellan mit einemmal, es war, als könne er sich nicht entschließen weiterzuerzählen; ich fühlte deutlich, daß die eigentliche Schloßlegende jetzt erst anfangte. Ich ließ ihm also Zeit, doch dann nach einer Pause, um ihn wieder nach und nach in Fluß zu bringen, fragte ich ihn, was sein eigenes Leben während dieser Jahre für einen Verlauf genommen habe.

Den gewohnten: Er war und blieb des Grafen Kammerdiener auch nach seiner Verheiratung, und seine Frau versah die Wirtschaft. Ihr einziges Kind sei dreijährig an Kroup gestorben. - Wer das schwarzhaarige Mädchen aber dann gewesen sei, das mir vorhin die Türe öffnete? - Die Tochter eben jenes Kindes, das im Schloß beim Grafen aufgewachsen sei und dann den Gutspächter geheiratet habe. Die Eltern seien beide früh gestorben, da hätte er, der Kastellan, und seine Frau das Kind zu sich genommen und es wie ihr eigenes erzogen, des Grafen wegen, der das Schloß damals schon lange verlassen hatte. Nun nach dem Tode seiner Frau lebe er ganz allein mit dem jetzt achtzehnjährigen Mädchen, das ihm seinen Haushalt führe.

Diese Eröffnung kam für mich etwas enttäuschend, weil sie mir die Aussicht auf ein flüchtiges und schönes Sommerreise-Abenteuer mit dem anmutigen Mädchen unversehens vereitelte, denn nun vermochte ich nicht mehr um einer sommerlichen flatterhaften Falterstunde willen in die weltentrückte und umfriedete Geborgenheit der beiden, auf sich angewiesenen einzubrechen.

»Und dann nach fünfzehn oder sechzehn Jahren änderte der Graf mit einmal seine Lebensweise?« fragte ich den Alten unvermittelt. Ja, - und das war so gekommen: Die Schwester der vor vielen Jahren schon gestorbenen Gräfin-Mutter, die in Wien gelebt hatte, starb hochbetagt und kinderlos. Zu ihrer Beisetzung und gleichzeitigen Regelung der Erbschaftsangelegenheiten mußte der davon wenig erbaute Graf ganz plötzlich seine Arbeit unterbrechen und auf Ungewisse Zeit nach Wien verreisen. Die Erbschaftssache zog sich sehr viel länger hin, als es der Graf erwartet hatte, so daß sich seine Rückkehr immer mehr verzögerte. Aus einem Monat wurden zwei, aus zweien drei. Da endlich kam die Weisung, für den festlichen Empfang des Grafen und der Gräfin Anstalten zu treffen. Zwei Tage später traf mit Bergen von Gepäck zusammen mit einer behäbigen und würdigen Hausdame, die großstädtische Zofe der, wie sie erzählte, jungen und sehr schönen Gräfin ein. Das ganze Schloß war freudig und voll Hoffnung, daß das eintönige Leben nun vorüber sei und eine neue Ära farbiger und festlicher Geselligkeit beginnen werde. Nach weiteren zwei Tagen hielt die neue Schloßherrin dann an der Seite des verjüngten Grafen ihren Einzug. Der alte Gärtner hatte alle Springbrunnen und Wasserkünste tags zuvor wieder in Gang gebracht und ließ sie spielen. Die Hauptauffahrtsallee zum Schlosse war behängt mit festlichen Girlanden und im Hintergrunde wurde von dem Förster Böller über Böller losgelassen, so daß im ganzen Umkreis alle Vögel aus den alten Baumwipfeln erschreckt aufflogen. Am Schloßportale aber hatte sich die ganze Dienerschaft im Halbkreis um die neue Hausdame versammelt, um die Herrschaft bei der Anfahrt zu begrüßen. Die Frau des Försters, die vordem als Mädchen unter den Augen des Grafen auf dem Schloß groß geworden war, trat beim Aussteigen an den Wagen mit einem mächtigen Blumenstrauß, den sie der Gräfin überreichte.

Nun kamen Handwerker in großer Menge. Der Graf ließ für die Gräfin einen ganzen Schloßflügel neuzeitlich herrichten mit Kachelbad und allem sonstigen Komfort. An sein Laboratorium dachte er

nicht mehr; die alten Schweinslederfolianten standen wieder wie vor Zeiten unbeachtet in dem Bücherschranke. Er war wie ausgewechselt. Gleich nach dem Frühstück wurde jeden Morgen ausgeritten, oft bis mittags. Der Tee und meistens auch das Abendessen wurden in dem Pavillon der kleinen Insel, die im Teich lag, eingenommen. Man mußte mit dem Kahn hinüberfahren. Die Gräfin lag oft stundenlang im Kahn und ließ sich treiben, während ihr der Graf am Steuer gegenüber saß und sie nur immer ansah. Auch der vernachlässigte Tennisplatz war wieder fachmännisch instandgebracht worden. Die Gräfin war eine sehr gute Tennisspielerin und hatte auch schon wiederholt Turniere mitgemacht; der Graf mußte seine ganze Intensität aufbieten, um sich als Gegenspieler zu behaupten.

Nur Gäste kamen keine. Der Graf war nicht gewillt, sich sein Zusammensein mit seiner jungen Frau durch fremde Hausgenossen oder durch eine nichtssagende Geselligkeit stören zu lassen. Vielleicht auch, daß bei dem nicht mehr ganz jungen Manne untergründig eine leise Eifersucht mitspielte, die es ihn nicht gerne sehen ließ, daß seine junge und charmante Frau, der aller Herzen zuflogen, von Kavalieren angebetet und umschwärmt werde. So kam es, daß das Leben auf dem Schloß im Grunde doch keine wesentliche Änderung erfuhr. Das machte sich während der Sommermonate zwar noch nicht fühlbar, als aber dann die Tage anfangen kürzer zu werden und die Herbstnebel den Teich verschleierten, die Moosbänke der Laubengänge feucht und uneinladend auf den Winter warteten und auf dem Dach die Wetterfahne Nacht für Nacht mißtönig knarrte, während sich von draußen das beklemmende Geräusch des Regens auf die Seele legte, da begann die Gräfin diese ungewohnte Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Landlebens als unerträglich zu empfinden. In einem fort lag sie dem Gatten in den Ohren, für die Wintermonate nach Wien zu ziehen, wo Gesellschaften, Theater und Konzerte während der Saison für die Monotonie des Sommers zu entschädigen versprochen; doch der Graf wollte davon nichts wissen. Daß seine Frau für diesen schönsten Sommer seines Lebens keine anderen Worte fand als monoton und vollends noch dafür entschädigt werden wollte, hatte ihn zutiefst getroffen. Er ließ sich jedoch nichts anmerken, sondern tröstete sie mit der Aussicht auf die nahe weiße Winterfestlichkeit mit Schlittenfahrten bei Schneetreiben weit hinein in die verwunschene weihnachtliche Landschaft und danach auf lange feierliche Abende mit Buchenscheiten im Kamin und dem Geruch des Christbaums im Zimmer während der geheiligten zwölf Nächte vor Drei König. - >Lauschig<, versetzte sie, >doch Wien wäre mir lieber, denn dann beginnt dort bald der Fasching.< - Der Alte hatte diese Äußerung der Gräfin aufgefangen, gerade als er in das Speisezimmer trat, um abzudecken, und er hatte auch bemerkt, wie sich der Graf dabei verfärbte. Doch blieb er diesem Wunsche der Gräfin gegenüber unerbittlich.

Allein der Winter wollte dieses Jahr nicht kommen. Nach einem regnerischen und zermürbenden November folgte ein noch hoffnungsloserer Dezember, der die schon vor Wochen fälligen Herbststürme in verstärkter Heftigkeit mitbrachte. Am Weihnachtsabend tobte ein so unheimlicher Föhn ums Schloß, daß sich die ältesten Leute nicht mehr erinnerten, dergleichen je erlebt zu haben. Die beiden Weihnachtsfeiertage waren häßlich und verregnet. Da, in der Nacht des zweiten Feiertags, als schon alles schlief, brach ein Gewitter los. Es waren zwar nur wenige Donnerschläge, doch so heftig, daß die Mauern zitterten. Beim dritten Schlage, der gleichzeitig mit dem Blitz erfolgte, fuhr ein kalter Strahl in die elektrische Leitungsanlage, lief sie entlang und in die Erdung. Das ganze Schloß lag bis zum nächsten Tag im Dunkel. Sämtliche Schloßinsassen waren wie verstört am anderen Morgen. Das sei ein böses Vorzeichen, so hieß es, denn was sich in den Zwölfnächten tue, sei die Ankündigung der Begebnisse des Jahres. Auch Träume der Zwölfnächte gingen ja bekanntlich in Erfüllung. Nun hatte es der Frau des Kastellans geträumt, die Gräfin sei allein bei Mondschein auf dem Teich gefahren, da plötzlich sei ein drachenartiges Untier aus dem Wasser aufgetaucht und habe sie erfaßt und blitzschnell aus dem Kahn gerissen, um mit seiner Beute wieder in der Tiefe zu verschwinden. Zwar sei der Graf, der noch in seinem Arbeitszimmer auf war und dort ihren Hilferuf gehört hatte, zum Teich hinabgeeilt, doch sah er nur den leeren Kahn im Wasser treiben. Noch in der gleichen Nacht ließ er den Teich absuchen, aber keine Spur war von der Gräfin mehr zu finden ... Aus Schonung hatte man dem Grafen diesen Traum

verschwiegen, doch über allen in dem Schlosse lag es wie ein Alb, denn jeder fühlte, daß sich etwas Schreckliches ansage.

Der Januar ließ sich ebenso verregnet und unfreundlich an wie die vorangegangenen Monate. Schnee fiel zwar etwas, doch er blieb nicht liegen. Es war ein selten widerwärtiger Winter. Die Gräfin wurde zusehends mißlauniger und verstimmter. Nun seien die Redouten, Maskenbälle und Gesellschaften in Wien bereits in vollem Gange, während man hier immer mehr versauere. Der Graf versuchte ihr die langen Abende durch Vorlesen vertraut zu machen. Sie lag auf der Chaiselongue, rauchte und schien gar nicht hinzuhören. Sah er, nachdem er ein paar Seiten so gelesen hatte, übers Buch hinweg zu ihr hinüber, war sie meistens eingeschlafen. Dann stand er, um sie nicht zu wecken, leise auf und ging ins Nebenzimmer. Wenn sie, oft erst nach ein paar Stunden, aufgewacht war, läutete sie ihrer Jungfer und ging, ohne Gutenacht gesagt zu haben, in ihr Schlafzimmer. - Wohl hätte er durch Eingehen auf ihren Wunsch, für ein paar Monate nach Wien zu reisen, allem eine andere Wendung geben können, doch wenn er sonst auch alles tat, was er ihr von den Augen und dem Zucken ihrer Mundwinkel ablesen konnte, in diesem Falle blieb er unnachgiebig, denn er fürchtete, sie werde, wenn sie erst wieder Wiener Luft geatmet habe, nicht mehr zu bewegen sein, aufs Schloß und in die Abgeschiedenheit des Landlebens zurückzukehren; doch habe sie sich erst einmal dort eingelebt und den in seiner scheinbaren Monotonie so wechselvollen Reiz des Jahresablaufs auf dem Land für sich entdeckt, so werde sie, so hoffte er, schon selber nicht mehr wegverlangen. Es kam auf den Versuch an, und mißglückte er, so war im nächsten Winter ja noch immer Zeit genug, sich entweder für Wien oder für eine Auslandsreise zu entscheiden. Der Graf in einer depressiven Stunde hatte seinen alten und ergebenen Kammerdiener im Vertraun gefragt, wie er darüber denke, und der Alte hatte beigepflichtet, was ihm noch bis heute nachging. Die von dem Grafen still gehegte Hoffnung, daß die Gräfin sich allmählich an das winterliche Schloßleben gewöhnen und sich mit der Zeit darin noch heimisch fühlen werde, ging nicht in Erfüllung. Von Tag zu Tag wurde sie abweisender, in sich verschlossener und teilnahmsloser. Und dieser Zustand steigerte sich fast ins Krankhafte. Zuletzt erschien die Gräfin nur noch bei den Mahlzeiten. Doch sprach sie auch während der Mahlzeiten kein Wort und kehrte gleich darauf zurück in ihre Zimmer. Das ging so eine Weile, während der Graf sich abwartend verhielt: Er konnte und wollte es nicht glauben, daß sich ihre junge, sommerliche Zweisamkeit so bald in Fremdheit und Verbitterung verkehren sollte. Als aber eine Woche nach der anderen verging und nichts sich änderte, begann der Graf sich wieder seinen Büchern zuzuwenden, und je mehr er sich in sie vertiefte, desto weniger empfand er die durch die Entfremdung der vor kurzem noch mit soviel Leidenschaft umworbenen Frau entstandene Leere. Das nächste war, daß er auch wieder anfang, in seinem Laboratorium zu arbeiten. So kam es, daß er mehr und mehr seinen Aufenthalt in den entlegeneren Schloßflügel verlegte, wo die Arbeitsräume sich befanden. Auch siedelte er wieder über in sein ehemaliges Schlafzimmer, das an sein Arbeitszimmer angrenzte. Und alle diese Umstände ergaben, daß er ohne eigentliche Absicht seine frühere, nur auf Arbeit eingestellte Lebensweise wieder aufnahm.

Zwar sah er die stets größer werdende Veränderung, die in der Gräfin vorging und die auch auf ihrem, ihm aus guten Stunden so vertraut gewordenen Gesicht zum Ausdruck kam, doch da er es als aussichtslos erkannt hatte, ihr durch Zureden oder Vorstellungen, welcher Art auch immer, beizukommen, ließ er es dabei bewenden und vergrub sich nur noch tiefer in die Arbeit, um sich über seine eigne seelische Zerrissenheit hinwegzubringen. Er hätte viel darum gegeben, zu erfahren, was während aller dieser Wochen sich in ihrer Seele abspielte, doch sie antwortete ihm, wie er auch in sie drang, nur immer mit dem gleichen abwesenden Lächeln. Ihre Züge und ihr ganzes Wesen blieben teilnahmslos und undurchsichtig; nur der Schatten über ihren Augen und um ihre Stirne wurde immer weltverlorener.

Da, eines Tages schien es, als sei über Nacht eine Verwandlung mit ihr vorgegangen: In jeder ihrer Mienen und Bewegungen lag etwas sich Zurückgegebenes, Befreites. Auch bei den Mahlzeiten war sie nicht mehr, wie zeitüber, einsilbig, sondern gab sich frei und anteilnehmend. Nur über das, was die Verwandlung in ihr ausgelöst hatte, darüber wahrte sie beharrlich Schweigen. Auch zog sie nach wie vor sich nach Beendigung der Mahlzeiten zurück in ihre Zimmer. Daher

blieb auch der Graf bei seiner ihm wieder gewohnt gewordenen Lebensweise und verbrachte fast den ganzen Tag und auch die Abende in seinen Arbeitsräumen. Er hatte anfangs ein paarmal den Versuch gemacht, das abendliche frühere Zusammensein wieder herbeizuführen, so oft er aber davon anfang, wehrte ihm die Gräfin lachend mit der schonenden Begründung, seine Arbeit sei viel wichtiger, sie dulde nicht, daß er ihr gerade seine ungestörtesten und besten Arbeitsstunden opfere. Der Graf, beglückt, daß ihre Züge ihr seit Monaten verlorenes sieghaftes Leuchten wieder unverhofft zurückgewonnen hatten, tat, als überhöre er den ungerecht empfundenen Vorwurf, wo er ja doch nur durch ihr solange anhaltendes eigenwilliges Verhalten seinen ehemaligen Lebensrhythmus wieder aufgenommen hatte. Nun, nachdem die in sich selbst Zurückgezogene ihr Gleichgewicht wieder gefunden hatte, würde das bald von dem Südwind hergetragene Frühjahr, hoffte er, nach soviel winterlicher Not sie wieder neu zusammenführen. Worauf es vorerst ankam, war, ihr Zeit zu lassen.

Dann wieder machte sich der Graf gelegentlich Gedanken, wie die Gräfin wohl in ihrer sich selbst auferlegten Abgeschlossenheit den Tag verbringe, doch darüber war nichts zu erfahren. Zufällig hatte er sie in der Dämmerung einmal den Ahnensaal betreten sehen, das war alles. Er kannte ihre Vorliebe für die gepuderten, in Reifröcke geschnürten Damen und die amourösen Kavaliers, die so anzüglich und abenteuerlüstern aus den gold und schwarz verschnörkelten Rokokorahmen niedersahen. Auf die war er nicht eifersüchtig, mochte sich die Gräfin ihres Umganges und ihrer zeitentrückten und gefahrlosen Geselligkeit nach Herzenslust erfreuen - : an ihren Maskenumzügen und Faschingsfesten ließ er sie, wenn es ihr Freude machte, unbedenklich teilnehmen. Einmal, als er zufällig an der geschlossenen Saaltüre vorbeiging, war es ihm, als höre er die Gräfin drinnen sprechen, flüsternd und verhalten. Einen Augenblick lang blieb er stehn und horchte, dann ging er leise weiter, um sie nicht beim bunten Spiele ihrer Phantasie zu stören. Sein Kammerdiener, dem er es erzählte, meinte zwar, es sei in alten Zeiten vorgekommen, daß ein Bildhauer in Leidenschaft für eine Statue entflammt sei, und was früher sich einmal ereignet habe, warum solle sich das nicht in unsern Tagen wiederholen? - Der Graf belächelte den Einfall und erwiderte: von Bildhauern sei nichts zu befürchten.

Die Wochen nahmen unverändert ihren Fortgang. Da, ganz von ungefähr, begab sich etwas Schicksalhafter: Der Graf war zufällig im Nebenzimmer Zeuge einer Unterhaltung zwischen der adretten Wiener Jungfer und der Hausdame gewesen. Er hörte, wie die Hausdame zur Jungfer sagte, es sei Zeit, daß man dem Grafen von dem abendlichen seltsamen Verkehr der Gräfin Kenntnis gebe. Die Jungfer wehrte dem aufs eindringlichste: man solle doch zum mindesten der Gräfin diese eingebilddete Zerstreung lassen; was habe sie denn sonst in dieser trostlosen Verbannung? Der Graf war erst versucht hinzutreten und Aufschluß zu fordern; er unterließ es aber, weil er es als ungemäß empfand, beim Personal über die Handlungen der Gräfin Auskunft einzuholen. Er wollte aber bei der nächsten sich ergebenden Gelegenheit die Gräfin selber fragen, doch nicht, bevor er ihr erst ein paar Tage lang im Stillen zugesehen hatte. Schon tags darauf bei Tisch brachte er das Gespräch beiläufig auf den Bildersaal, der eigentlich schon lange der Neuherichtung bedürfe. Dabei erzählte er von einem sagenhaften Maskenfest, das einst im Schlosse stattgefunden habe. Es wurde legendär durch seinen tragischen, nie aufgeklärten Ausgang: Ein Kavalier und eine Schöne wurden an dem Morgen nach dem Fest vermißt. Trotz aller Nachforschungen war keine Spur von ihnen aufzufinden. Seit jenen Tagen waren sie verschollen. Nach vielen Jahren fand man bei der Reinigung des großen Teiches in dem Schlamm ein goldnes Louisseize-Halsband und etwas weiter eine gleichfalls goldene Tabatiere mit einem in Brillanten ausgeführten Wappen. Es war das Wappen des verschollnen Kavaliers vom Maskenfest. Durch diesen Fund wurde das Rätsel um die beiden so geheimnisvoll Vermißten nicht gelüftet, sondern nur noch mysteriöser. Zum Andenken an dieses tragische Ereignis wurden die Porträts der beiden in dem Ahnenbildersaale aufgehängt, obgleich sie eigentlich in einem nur entfernten flüchtigen Verwandtschaftsverhältnis zu dem Grafenhouse standen. Die Gräfin, die mit Spannung zugehört hatte, war gleich im Bilde, welche von den zahlreichen Porträts die beiden darstellten, und wußte zu des Grafen nicht geringer Überraschung, sie bis in die einzelnen Schattierungen zu schildern. Zeit habe sie genug gehabt, sich die Gemälde näher anzusehen, meinte sie, und diese beiden seien ihr schon gleich befremdlich

aufgefallen. Hier brach sie ab. Es war, als wollte sie nicht wieder über dieses Thema sprechen, und der Graf, der dieses spürte, ging zu anderem über.

Am gleichen Abend, nachdem die Gräfin schon seit mehr als einer Stunde sich zurückgezogen hatte, suchte der Graf den Flügel auf, in dem die Gräfin wohnte, um dem seltsamen Geheimnis der zwischen der Jungfer und der Hausdame geführten Unterhaltung auf den Grund zu gehen. Er sah und hörte nichts, was dazu angetan war, den Verdacht, daß irgend etwas Undeutbares vorgehe, zu rechtfertigen. Da, als er grade wieder sich entfernen wollte, glaubte er, aus dem Salon der Gräfin Stimmgeflüster zu vernehmen, doch nur einen Augenblick, daß es ebensogut auch eine Selbsttäuschung sein konnte, denn gleich darauf begann das Grammophon ganz leise einen Tango, und es war ihm so, als höre er die Gräfin drinnen tanzen. Er kannte ihre Neigung, ganz für sich die abenteuerlichsten Tänze immer neu erfinderisch und manchmal wild exotisch auszuführen. Noch eine Weile blieb er stehn und horchte, dann kehrte er beruhigt und vor sich hinlächelnd über das Gerede und die Sensationslust des Hauspersonals zurück in seine Arbeitsräume.

Am nächsten Abend wiederholte er den Gang mit ganz dem nämlichen Ergebnis, nur daß er dieses Mal das Stimmgeflüster noch viel deutlicher herauszuhören glaubte. Zwar konnte er sich dessen Herkunft nicht erklären, doch da er ja um die phantastische Veranlagung der Gräfin wußte, so vermutete er, daß sie mit sich selbst ein Zwiegespräch führe, wobei es ihr gefalle, irgendeine selbsterdachte Rolle wie vor vielen Zuschauern zu spielen, nur mit sich und ihren Traumgestalten. Um sie daher nicht zu verwirren, zog er sich wie nachts zuvor auch diesmal wieder unvermerkt zurück und überließ sie ihren Phantasiegebilden. Und dieser Vorgang wiederholte sich auch in den nächsten Nächten immer in der gleichen Weise.

Am Tag vermied er es, der Gräfin gegenüber, über alles dieses auch nur eine Andeutung zu machen, doch er beobachtete sie geschärfteren Auges, aber ohne die geringste Spur einer Veränderung in ihrem Wesen zu bemerken.

Nachdem er eine Zeitlang so Abend für Abend Zeuge ihrer Traumgespräche und verzauberten Nachtunterhaltungen gewesen war, kam er einmal beim Abendessen wie zufällig darauf zu sprechen, daß er sie schon lange nicht mehr habe tanzen sehn und wie er das vermisste. Sie bemerkte abgewendet, daß die lange winterliche Einsamkeit ihr die Voraussetzung dazu: die seelische Beschwingtheit und die innerliche Leichtigkeit genommen habe. Sie werde sie schon wieder finden, tröstete der Graf, es käme nur auf den Versuch an. Bei einem Glas Champagner werde sie sehr bald in Stimmung kommen. Er lade sich auf nachher zu ihr ein, da wollten sie den Abend festlich nur mit sich verbringen und da würde sie auch sicher wie im Sommer auf der Insel wieder für ihn tanzen. Die Gräfin konnte ein Erschrecken nicht verbergen, doch hatte sie im gleichen Augenblick sich wieder in der Hand: Der Vorschlag käme ihr zu überraschend, meinte sie, sie habe schon zu lang nicht mehr getanzt, sie sei ganz aus der Übung; sie wolle aber an den nächsten Abenden für sich versuchen, sich wieder hineinzufinden. Dann, wenn es ihr geglückt sei, werde sie den Graf ganz förmlich einladen und einen Soloabend für ihn geben. Solange möge er sich noch gedulden.

Der Graf sah sich geschlagen. Er hielt es aber nicht für tunlich, mehr in sie zu dringen, um sie nicht mißtrauisch zu machen. Er küßte ihr die Hand und bat sie, ihn dann wenigstens nicht allzu lange mit der Einlösung ihres Versprechens hinzuhalten. Sie versprach es.

Ihre Versicherung, sie habe schon geraume Zeit nicht mehr für sich getanzt, stimmte ihn nachdenklich, doch neigte er dazu, ihr Leugnen der Befangenheit, in die sein unverhoffter Vorschlag sie versetzte, zuzuschreiben. Auch an diesem Abend, wie an den folgenden, begab der Graf sich ein, zwei Stunden nach der Mahlzeit nach dem anderen Schloßflügel, um sich zu überzeugen, ob sich das Geflüster im Salon der Gräfin wiederhole. Seine Wahrnehmung war jedesmal die gleiche: Erst vernahm er das geheimnisvolle Stimmgeflüster, bis das Grammophon einsetzte. Wenige Momente später hörte er die Gräfin leise tanzen.

Von Tag zu Tag wartete er auf die Einladung der Gräfin, doch vergeblich. Erinnern wollte er sie nicht, sie mußte aus sich selber kommen oder gar nicht. Zwar gab sie sich ihm gegenüber scheinbar unbefangen, doch er merkte, daß es ihr nicht leicht fiel.

Nachdem er so gewartet und gewartet hatte, wurde er es schließlich überdrüssig, und er nahm sich vor, sich noch am gleichen Abend kurzerhand zu vergewissern, was allabendlich in dem Salon der Gräfin vor sich gehe.

Beim Abendessen wurde über alltägliche und belanglose Dinge gesprochen, und der Graf vermied es absichtlich, ein Thema zu berühren, das mit den seitherigen Begebnissen und seinem Vorhaben zusammenhing.

Die Gräfin hatte sich wie immer nach der Abendmahlzeit bald zurückgezogen. Nachdem der Graf die ersten Stunden nach dem Abendessen wie bisher in seinen Arbeitsräumen zugebracht hatte, ging er daran, wiewohl mit Zögern, den Geheimnissen der Gräfin auf die Spur zu kommen. Vor dem Salon der Gräfin horchte er erst wieder eine Zeitlang wachsam und gespannt, ob sich die Geräusche und das Stimmgeflüster wie an den vorangegangenen Abenden wieder hören ließen. Lange brauchte er sich nicht zu gedulden und schon wurde das Geflüster, nur noch deutlicher als an den Abenden zuvor, vernehmbar. Nicht ohne Selbstverleugnung zwang er sich, die Türe leise, aber rasch zu öffnen. Das Schauspiel, das sich dem betroffenen Stehgebliebenen bot, ließ ihn an seinem eigenen Verstande zweifeln: Vor seinen Augen wogte fast unhörbar eine unglaubliche farbige Maskengesellschaft auf und ab in Rokokokostümen. Geblendet und verwirrt sah er auf das Gewimmel, ohne in dem wirren Durcheinander gleich der Gräfin ansichtig zu werden. Um sie in dem Gewühl zu suchen, drängte er sich durch die Reihen der bei seinem Nahen scheu Zurückweichenden. Es fiel ihm auf, daß sich das ganze Treiben so geräuschlos abspielte, doch machte er sich dessentwegen keine weiteren Gedanken, es war ihm nur darum zu tun, die Gräfin ausfindig zu machen. So war er quer durch den Salon bis an die Fensterreihe gegenüber vorgedrungen; da gewahrte er in einer Nische halb zurückgelehnt die Gräfin in den Armen eines Kavaliers, der sich mit zärtlicher Gebärde zu ihr niederbeugte. Der Graf trat rasch hinzu und stieß den Liebhaber abrupt beiseite. Er merkte in seiner Erregung gar nicht, daß er in das Leere stieß und keinen Widerstand verspürte. Die Gräfin brach, als sie mit einem Mal den Grafen vor sich stehen sah, mit einem Aufschrei ohnmächtig zusammen, so daß der Graf nicht einmal Zeit hatte, sie aufzufangen. Hinkniend nahm er ihren Kopf in seine Hände und sah angstvoll und bestürzt auf das entglittne, schöne, wächserne Gesicht, ihr herzzerrissene Koseworte gebend. Allein sie kam nicht zu sich, wie beschwörend er auch auf sie einsprach. Da schob er ihr behutsam seine Arme unter, um sie auf die Chaiselongue zu tragen. Im Augenblick, als er sich aufrichtete, wurde er entsetzt gewahr, daß der soeben noch voll Masken wimmelnde Salon vollkommen leer sei. Nicht eine Spur, die daraufhingewiesen hätte, daß vor wenigen Minuten noch ein festlicher und bunter Schwärm von Liebespaaren den verlassenen Raum bevölkert hatte. Der ganze Maskenspuk war wie durch einen Zauber weggeblasen.

Der Graf war fassungslos, er wußte nicht, was er von diesem unwahrscheinlichen Erlebnis halten sollte. Vorsichtig legte er die Gräfin, die noch immer nicht zu sich gekommen war, auf die Chaiselongue; dann läutete er heftig nach der Jungfer. Er zog sich einen Sessel neben die Chaiselongue und wartete auf ihr Erscheinen. Der ausgestorbene Salon, in dem kein Stuhl, kein Tisch, nicht einmal eine Vase durch den abenteuerlichen Spuk verrückt war, trieb ihn fast zum Wahnsinn. Das Eintreten der Jungfer erst entriß ihn diesem selbstverlorenen Seelenzustand. Es bedurfte seines ganzen Willensaufwandes, um sich Zurückhaltung aufzuerlegen und die Jungfer nicht nach den allabendlichen Unterhaltungen der Gräfin auszufragen, zumal die Jungfer sichtbar auf das heftigste erschrocken war, als sie die Gräfin ohnmächtig auf der Chaiselongue liegen und den Grafen neben ihr verstört im Sessel sitzen sah.

Die gemeinsamen Bemühungen des Grafen und der Jungfer brachten nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Gräfin wieder zu sich. Als sie die Augen aufschlug und den Grafen neben sich bemerkte, wie er hingegeben jede ihrer leisesten Bewegungen verfolgte, wick aus ihrem leidenden verschleierten Gesicht der fremde und gequälte Ausdruck einem scheinhaften und unwirklichen Lächeln.

Der Graf vermied es, das Geschehene auch nur zu berühren und erkundigte sich nur mit einer von Besorgnis und verhaltener Leidenschaft bewegten Stimme, wie sie sich jetzt fühle. - Wie spät es sei?

Sie antwortete ausweichend mit einer Frage. Bald vierundzwanzig Uhr, erwiderte die Jungfer - ob sie sich jetzt nicht legen wolle? - Wie lange sie geschlafen habe? -Zwei Stunden etwa, fiel der Graf ein: Er wollte sie durch diese Antwort über das inzwischen Vorgefallene hinwegtäuschen. - Was denn geschehn sei, weil der Graf sich bei ihr im Salon befinde? - Die Jungfer habe ihn gerufen, weil sie sich vorm Einschlafen nicht wohl befunden habe. - Daran erinnere sie sich nicht mehr. Nur eine ungewohnte Schläfrigkeit habe sie plötzlich befallen. - Der Graf sah unsicher zu ihr hinüber. Er wußte nicht, was er von ihrem seltsamen Gebahren halten sollte: war alles nur Verstellung, oder war es wahr, daß sie sich an nichts mehr erinnerte von allem, was sich in der letzten halben Stunde zugetragen hatte ? Ihr Gesichtsausdruck verriet auch nicht im leisesten, was sich in ihr abspielte. - Die Jungfer wiederholte ihre Frage, ob sie nicht zu Bett gehn wolle. Sie machte den Versuch sich aufzurichten. Gestützt vom Grafen und der Jungfer ging sie in ihr Schlafzimmer. Die Jungfer kleidete sie aus, während der Graf im Nebenkabinett unruhig auf und abging. Vorstellungsbilder, Fragen, Zweifel jagten sich in seinem Hirn; er konnte keine Ordnung in seine Gedanken bringen. Litt er an Halluzinationen? Er hatte doch den ganzen Maskentrubel um sich wirbeln sehn und er war Zeuge, wie die Gräfin aus den Armen eines Kavaliers ohnmächtig aufs Parkett glitt. Er versuchte, sich die Züge und Gestalt des Kavaliers noch einmal zu vergegenwärtigen. Er hatte sich sein Äußeres trotz seiner heftigen Erregung in den wenigen Sekunden deutlich eingeprägt. Es war ihm, als erinnerte er ihn an jemand, vielleicht nur an ein Bild, das er einmal gesehen hatte, doch kam er, wie er sich auch mühte, nicht darauf, wo er ihm schon begegnet sein konnte. - Und erst die andre, noch viel rätselhaftere Frage: Was ging vor in seinem Schlosse hinter seinem Rücken? Wo war die verwunderliche Nachtgesellschaft hergekommen und wohin war sie so spurlos und so rasch zerstoßen? - Oder war das alles nur die Ausgeburt der eignen übersteigerten und bis ins Krankhafte getriebnen Phantasie gewesen? Ein nie gekanntes Angstgefühl stieg in ihm auf, würgende Angst vor sich und vor den Abgründen der eignen Seele ... Erst als die Jungfer eintrat und ihm meldete, die Gräfin habe sich so weit erholt, doch lasse sie ihn bitten, jetzt nicht mehr zu ihr hereinzukommen, fand er wieder zu sich selbst zurück und nahm sich vor, sich künftig gegen jeden neuen Einbruch dieser vampyrhaften, ihn bedrängenden Gedankenbilder innerlich zu wappnen. Er beauftragte die Jungfer, noch so lange bei der Gräfin im Ankleidezimmer zu verziehen, bis sie eingeschlafen sei und ihm gegebenenfalls zu melden, wenn der Schwächeanfall unversehens sich wiederholen sollte. Dann kehrte er zurück in den von ihm bewohnten Schloßflügel.

Am nächsten Morgen ließ die Gräfin sich das Frühstück auf ihr Zimmer bringen. Sie sei wieder wohlauf, sie wolle nur noch etwas liegen bleiben, hatte sie dem Grafen auf seine Nachfrage hin bestellen lassen, doch werde sie bis Mittag aufstehn.

Beim Mittagessen kam der Graf mit keinem Wort mehr auf die Vorgänge der letzten Nacht zu sprechen, sondern lenkte das Gespräch auf seine Pläne, die er mit der Neuanlage einer Parkpartie im Frühjahr hatte, und die Gräfin ging mit sichtlichem Interesse auf die vielfältigen Anregungen ein; besonders eingenommen war sie von der Aussicht eines Wasserweges von dem See zu dem am Parkende vorbeiführenden kleinen Flößchen, weil man mit dem Kahn dann gleich hinaus ins Freie rudern könnte, weithinein in die nun bald erwachte Frühlingslandschaft.

Trotz ihrer unverhohlenen Anteilnahme an den Gartenplanungen entging dem Grafen nicht, daß wieder wie vor Wochen der nachwinterliche Schatten über ihr Gesicht gelagert war, ein wenig aufgelichteter vielleicht als früher, aber seiner anfänglich gehegten Annahme, der ganze Vorgang sei nur eine Art von später Nachkrise gewesen, widersprach das tägliche Verhängterwerden ihrer Züge. Es hatte fast den Anschein, als begänne der erst unlängst überwundene Zustand sich, nur noch verstärkt, zu wiederholen ...

Der Graf vermied auch weiterhin, das Vorgefallene zu berühren, doch beobachtete er sie um so wachsamer, und die beständige Angst, daß eine unheilbare Schwermut immer tiefer in ihr Wurzel schlage, legte sich wie Mehltau auch über seine Seele.

Um so größer war daher auch sein Erstaunen, als sie eines Morgens wieder, wie schon einmal, ausgewechselt, unbeschwert und strahlend an dem Frühstückstisch erschien, als wäre in der Zwischenzeit nichts von Bedeutung vorgefallen. Was konnte sich ereignet haben während dieser

wenigen Stunden, um von heut auf morgen solchen Umschwung in ihr auszulösen? Die Seele dieser Frau war ihm ein unlösbares Rätsel. Dabei stand ihm noch immer das Erlebnis jenes Abends mit dem ganzen Maskenspuk bestürzend gegenwärtig und doch scheinhaft unwirklich vor Augen. Jetzt so wenig wie vor Wochen konnte er sich Rechenschaft darüber geben, ob das schreckliche Begebnis jener Nacht nur eine Spiegelung des eigenen Gemütszustandes gewesen sei oder etwas, das sich wirklich zugetragen hatte, ein in seinen untergründigen Zusammenhängen unerklärlicher und mysteriöser Vorgang.

Von Tag zu Tag wartete der Graf darauf, daß die gehobene Stimmung bei der Gräfin wieder umschlage, doch erwies seine Befürchtung sich als unbegründet; im Gegenteil, sie wurde zusehends aufgeheiteter und mittheilsamer. Nur über alles, was an die Ereignisse der ominösen Nacht erinnerte, bewahrte sie ein undurchsichtiges Schweigen.

Die Tage wurden wieder länger. Das Frühjahr hatte eingesetzt. Ums Schloß her brandeten die Föhnächte. Auf den durchnässten Parkwegen und zwischen dem vergilbten Schilf der Teiche brach sich das verstärkte Licht der kühneren Februarsonne. In dieser beunruhigenden, aufwühlenden Jahrzeit liebte es der Graf, weit in der Gegend kreuz und quer umherzu-streichen, und die Gräfin fand, nachdem sie sich erst einmal aufgerafft hatte, an diesen morgendlichen Streifereien mehr und mehr Gefallen, so daß ihr früheres gemeinschaftliches Leben wieder aufzublühen schien, nur in dem Hintergrunde lag wie etwas Schicksalhaftes das unausgesprochene Geheimnis, und allabendlich zog sich die Gräfin so, als sei es etwas selbstverständliches, zurück in ihren Flügel,

So ging es über Wochen. Mitunter fühlte sich der Graf versucht, den Trakt der Gräfin wieder einmal aufzusuchen, um zu hören, ob sich das Geflüster, das er schon von früher kannte, drinnen wiederhole. Aber eine Art von Scheu vor einer schrecklichen, nicht wieder gutzumachenden Gewißheit hielt ihn immer wieder ab von seinem Vorhaben. So war sein tägliches Zusammenleben mit der Gräfin irgendwie verwirrend aufgeteilt in eine schöne und erfüllte Taggemeinschaft und in die Ungewissen leeren Abende, die er allein in seinem Arbeitszimmer und in seiner Bücherei verbrachte.

Inzwischen war es März geworden. In den Gemüsegärten wurde umgegraben, und auf die Scheiben der Gewächshäuser und Neubestellten Mistbeete schien die verheißende Vorfrühlingssonne. Der braune, umgebrochene Boden roch geheimnisvoll und sommersüchtig. Die Gräfin liebte diese weit und breit beginnliche, aufbruchbereite Gartenwelt und konnte stundenlang dem Gärtner zusehn, wie er umgrub oder in dem dämpfigen Gewächshaus sich zu schaffen machte. Dann kehrte sie oft wie berauscht ins Schloß zurück, benommen von dem aufreizenden und ungestümen Früh-jahrsbrodem. Beglückend war es, daß die Tage nun schon merklich länger wurden und den langen, quälerischen Föhnächten die Herrschaft strittig machten. Die Park- und Gartenmöbel, die den Winter über in den abgelegnen Pavillons gelagert hatten, wurden wieder vorgeholt und auf den Kieswegen und in den Laubengängen aufgestellt, und von den Sandsteinvasen und Figuren vor den Wasserkünsten und bei den Alleedurchblicken wurden die von Frost und Nässe schützenden Gehäuse abgenommen. Auch aus dem Bootshaus hatte man den Kahn schon wieder auf den Teich geschafft, nicht ohne ihn zuvor durch einen farbenfrohen Anstrich aufgefrischt zu haben. So hatte der sich ansagende Frühling seine Herolde schon allenthalben in das Land vorausgeschickt.

An einem ausgeblasenen Spätnachmittag nach einem heftigen, von schwerem Hagelschlag begleiteten Gewitter hatte kurz vor Dämmerung der Graf noch einen Rundgang durch den Park und die Obst- und Gemüsegartenanlagen gemacht, um nachzusehen, ob die starken Schloßen Schaden angerichtet hätten.

Als der Graf von seinem Rundgang kommend wieder in die Hauptallee zum Schloß einbog, war es schon so dämmerig geworden, daß im Schloß bereits die Lichter brannten. Da bemerkte er, daß aus dem unbewohnten und fast nie betretenen Bildersaal ein Lichtstreif durch die Spalten der geschlossenen Läden fiel. Es mußte also jemand in dem Saal gewesen sein und beim Hinausgehen vergessen haben, abzuknipsen. Wahrscheinlich hatte jemand von dem Personal auf das Gewitter hin dort nachgesehen, ob es hineingeregnet habe, denn der Bildersaal lag nach der Wetterseite.

Der Graf nahm gleich den Weg dahin, um selbst das Licht zu löschen. Noch auf der Treppe überkam ihn plötzlich eine unerklärliche und unheimliche Ahnung, daß ihn irgend etwas Schreckliches erwarte. Als er, fast zögernd, sich der Saaltür näherte, glaubte er von drinnen wieder das bekannte Stimmgeflüster zu vernehmen. Er blieb stehen vor der Tür, um zu horchen ... Ja, da war es wieder: ganz das nämliche Geräusch und Wispern. Es bestand kein Zweifel: der verhängnisvolle Vorgang, dessen er in jener Unglücksnacht Zeuge gewesen war, spielte sich da drinnen wieder ab, wenn ihn nicht seine Sinne täuschten ... Er fühlte alles Blut aus seinen Schläfen weichen. Er mußte sich anlehnen ein paar Augenblicke lang, um sich zu sammeln. Nur mit dem größten Willensaufwande vermochte er sich zu entschließen, die Saaltüre zu öffnen. Er tat es leise, fast mechanisch. Der große Mittellüster in dem weitläufigen Saal war nicht entzündet, nur ein Wandarm auf der Gegenüberseite brannte. Nicht weit davon, den Rücken an die Wand gelehnt, doch durch die hohe, sie umfangende Gestalt des Kavaliers im Rokokokostüm, der sie schon damals in den Armen hielt, gedeckt, stand die ihm hingeebene Gräfin, ohne zu bemerken, daß die Türe sich geöffnet habe und der Graf im Saale auf der Schwelle stehe. Der Graf stand wie gelähmt vor diesem Schauspiel, keiner Regung mächtig, seine Augen starrten unverwandt und wie hypnotisiert auf die entsetzliche Erscheinung. Er war sich nicht bewußt, wie lange dieser Zustand anhielt. Dann aber, als er anfang nachzulassen und er aufsaß, wurde er gewahr - und sein Entsetzen steigerte sich fast zum Wahnsinn, daß genau über der Gräfin das Porträt des Kavaliers (es war das Bild des bei dem Maskenfest vor mehr als hundert Jahren so geheimnisvoll Verschwundenen) nicht mehr im Rahmen war - der schwere goldene Rokokorahmen hing leer auf der vergilbenden Damasttapete, während die Gestalt des im Gemälde Festgehaltenen lebhaftig vor der Gräfin stand und sie umarmte. Das Bild der einst zusammen mit dem Kavalier verschwundenen Rokokodame aber hing, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen, unberührt daneben. Zum ersten Male fiel dem Grafen die bestürzende und bis zum Haaransatz gehende Ähnlichkeit zwischen den Zügen der Rokokodame und der Gräfin auf, und das Gefühl von etwas unabwendbar Drohendem, dem Eindringen des Zwischenreichs, demgegenüber es kein sich zur Wehr setzen und kein Entrinnen gäbe, machte ihn im tiefsten Innern schauern. - Er wollte sich auf das verhaßte Spukbild stürzen, aber eine unbekannte Macht ließ ihn nicht von der Stelle, er fühlte sich wie festgebannt von dieser fürchterlichen Halluzination, die ihn nicht losließ.

Als er sich wieder in die Hand bekam, zog er sich unter einer inneren Nötigung leise zurück, ohne daß die Gräfin sein Hereintreten und seine Gegenwart bemerkt hatte. Er hatte die Saaltür hinter sich sacht zugezogen und stand nun wieder horchend draußen; doch es war ihm so, als seien zwischen seinem Ein- und Austritt Jahre hingegangen. Er fühlte, daß sein Leben einen Stoß erhalten habe, von dem er sich nicht mehr erholen werde. Das Grauenhafteste von allem war jedoch, daß dieser Einbruch aus dem Übersinnlichen ein unabwendbares Verhängnis ansagte.

Er setzte sich auf einen der zwei rechts und links der Saaltür stehenden Sessel. Eine schwere Apathie war über ihn gekommen. Er war nicht einmal mehr imstande hinzuhorchen, ob das Stimmgeflüster drinnen noch vernehmbar sei. Er wollte sich aufraffen, um sich noch einmal zu vergewissern, ob nicht alles Sinnestäuschung und durch Nervenüberreizung ausgelöste Einbildung gewesen sei, sein tieferes Bewußtsein aber ließ ihm keinen Zweifel, daß hier etwas Schicksalhafter seinen Ablauf nehme, das sich schon seit langem untergründig vorbereitet hatte und nun unaufhaltsam einer grauenhaften Katastrophe zutriebe. - So saß er eine Ungewisse Zeit entschlufunfähig, allen Schrecknissen der Nachtweltsphäre ausgeliefert.

Aus dieser fürchterlichen Seelenqual riß ihn ein lauter Schlag, der aus dem Saal herkam und der von einem dumpfen Tone wie von einem Fall begleitet war. Die Lethargie, in der er sich befunden hatte, war von diesem unheilkundenden Geräusch gewichen. Er stürzte in den Saal: da lag die Gräfin regungslos auf dem Parkett am Platz, wo sie vor kurzem noch gestanden hatte, und über ihr das von der Wand gefallene Porträt des Kavaliers. Das Bild befand sich, was dabei das Umheimlichste war, vollkommen unversehrt in seinem Rahmen. Der Graf nahm sich nicht Zeit, sich weiter um das Bild zu kümmern. Er warf es rasch beiseite, um die Gräfin zu befreien. Sie gab kein Lebenszeichen. Er preßte seine Lippen auf die ihren. Ihr Atem war erloschen. Er hob sie auf

und trug sie vorsichtig auf die Chaiselongue. Dort riß er ihr das Kleid auf, aber nirgends war auch nur die kleinste Spur einer Verletzung zu bemerken. Er rief, er schrie verzweifelt ihren Namen, doch er drang nicht zu ihr. Unbeantwortet kam seine Stimme ihm zurück von allen Wänden. Das Ohr auf ihre Brust gepreßt, versuchte er vergeblich ihren Herzschlag zu vernehmen ... Tot! tot! Er schrie es sinnlos immer wieder in den weiten, halberhellten Raum, in dem die unbeteiligte Gemeinde weltentrückter Ahnenbilder teilnahmslos auf ihn herabsah.

Er riß sich von ihr los und läutete, ein heftiges, unausgeglichenes Läuten. Die ganze Dienerschaft: Hausdame, Zofe, Kammerdiener stürzten aufgeregt herbei. Es war noch niemals vorgekommen, daß vom Ahnenbildersaale her geläutet wurde. Als sie den Saal erreichten, fanden sie den Grafen hingenkniet vor der Chaiselongue, die Arme um die regungslos vor ihm Liegende geschlungen ... Der Kammerdiener mußte auf dem schnellsten Wege mit dem Auto in das nahegelegene Städtchen fahren, um den Arzt zu holen, während die Hausdame und die Zofe die Hinweggegangene hinüber in ihr Zimmer trugen, wo sie sie entkleideten. Auch jetzt war keinerlei Verletzung an dem schönen Körper sichtbar. Der Graf vermied es, vor dem Eintreffen des Arztes der Hausdame und der Zofe gegenüber über Einzelheiten des Begebnisses zu sprechen. Er setzte sich ans Bett der Gräfin und, den Mund auf ihre kühler werdende durchsichtige Hand gepreßt, erwartete er, von dem quälenden Gefühl gepeinigt, daß das alles nur durch seine Unnachgiebigkeit gekommen sei, die Ankunft des herbeigerufenen Arztes. Gemartert von den Selbstvorwürfen, ihren Wunsch, mit ihr den Winter über zu verreisen, nicht erfüllt zu haben, überhörte er das Klopfen des sich anmeldenden Arztes und bemerkte ihn erst, als er in dem Zimmer auf ihn zutrat. Der Graf berichtete dem Arzt in wenigen Sätzen, wie er, an dem Bildersaal vorüberkommend, drinnen einen lauten Schlag und fast zugleich damit einen dumpfen Fall vernommen habe. Beim Betreten habe er die Gräfin unter einem von der Wand gestürzten Bild liegend gefunden ohne Lebenszeichen, aber außer einer leichten Schürfung auf der Schulter sei kein Merkmal einer körperlichen Schädigung an ihr bemerkbar. Er vermied es, von dem mysteriösen Hintergrund des tragischen Geschehens zu dem Arzt zu sprechen. Was er von ihm erfahren wollte, war nur, ob nicht ganz versteckt doch noch ein Funken Leben in ihr glimme, der nur angefacht zu werden brauchte, um sie wieder in den Tag zurückzurufen. In der innerlichsten Herzkammer dagegen wußte er, daß es nur eine trügerische Hoffnung sei, an die er selbst nicht glaubte. Für den geschulten Blick des Arztes, der mit Teilnahme die Schilderung des Grafen angehört hatte, bedurfte es nur eines flüchtigen Hinsehens, um den schon vor nahezu zwei Stunden eingetretenen Tod zu konstatieren. Trotzdem nahm er die Untersuchung vor, um sich über die Todesursache zu vergewissern. Die Diagnose lautete auf Herzschlag, der durch den Schrecken beim Herabstürzen des Bildes eingetreten war. Ob schon seit längerer Zeit sich bei der Gräfin Anzeichen eines Herzleidens bemerkbar gemacht hätten, fragte er den Grafen. Der Graf verneinte. Auch keine seelischen Erregungszustände oder Erschütterungen? Nein, auch das nicht. - Bewegt und nachdenklich blickte der Arzt noch einmal auf die schöne Tote, ehe er ihr die Augen zudrückte. Dann reichte er dem Grafen stumm die Hand. Er hatte seines Amtes gewaltet.

Als er gegangen war, ließ der zu einer Maske seiner selbst gewordene Graf zwei hohe Kandelaber mit Wachskerzen bringen; dann schloß er sich die Nacht über bis spät zum nächsten Morgen mit der Toten ein. Die Beisetzungsfeierlichkeiten fanden in der größten Stille statt. Außer den nächsten Angehörigen der Gräfin war niemand zugegen.

Der Graf hatte die Aufbahrung nicht in dem Ahnenbildersaal, wie es Familientradition war, sondern in der Halle angeordnet. Ein mehr als siebzigjähriger, weißhaariger Geistlicher aus Wien, ein alter Freund des Hauses, der frühere Beichtvater der Gräfin, war gekommen und versah das Totenamt. In der Familiengruft wurde die Gräfin beigesetzt.

Am Tage nach der Beisetzung, als alle wieder abgereist waren, zog sich der Graf zurück und blieb tagüber unsichtbar und ohne etwas zu genießen. Die ganze Nacht hindurch brannte in seinem Arbeitszimmer Licht. Am nächsten Morgen ließ er seinen Kammerdiener kommen, den er sich zugehörig wußte und dessen Leben während mehr als zwanzig Jahren an das seinige geknüpft war. >Leb wohl, Joseph - vielleicht für immer<, sagte er. >Ich reise heute abend ab und werde nie mehr auf das Schloß zurückkehren; das Schloß hat mich zuviel gekostete - Dem Alten liefen, während er

mir dies erzählte, noch in der Erinnerung die hellen Tränen über die gefurchten Wangen. - >Und zum erstenmal, Herr Graf, darf ich Sie nicht begleiten - und grade jetzt, wo Sie am Nötigsten meiner bedürfen?< - antwortete ich ihm ...« Der Alte hatte über seine Schilderung der Vorgänge von damals sich so zeitentzückt dahin zurückgelebt, daß er von seinem Sitze aufgestanden und vor mich hingetreten war, als spräche er zum Grafen. - >Ich darf Euch doch begleiten< - wiederholte er - >Herr Graf< ... Nach einer Pause fuhr er fort: »Der Graf nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinen, dann sagte er, als spräche er zu einem Freunde: >Es geht nicht, Joseph, wirklich nicht, du mußt dich schon damit abfinden. Ich wäre viel zu sehr durch deine Gegenwart an das Vergangene erinnert und ich will versuchen zu vergessen. Du weißt nicht, Joseph, was ich durchgemacht habe in diesen Wochen. < - Dann zog er aus dem Schubfach seines Schreibtisches nachdenklich eine Handschrift, die er mir einhändigte. >Hier, Joseph, übergebe ich dir das, was ich in der vergangenen Nacht geschrieben habe. Es ist so etwas ähnliches wie eine Beichte und der Abtrag meiner Schuld, Joseph, ein viel zu linder Abtrag dafür, daß ich ganz allein nur durch mein Nichtverstehen ihren Tod verschuldet habe. Es ist die unerbittliche Geschichte einer niemals wieder gutzumachenden Versäumnis und ich möchte, daß sie auch mein Leben überdauert. Du sollst sie lesen, Joseph, weil ich dir ein wirkliches Vertrauen schenke und weil das Geheimnis, das ich mit mir nehme, nicht zu tragen wäre, wenn ich wüßte, daß ich es allein zu tragen habe. Halte die Handschrift gut verschlossen, Joseph, daß sie nie ein Unwürdiger zu Gesicht bekomme. Zuletzt am Schluß der Handschrift findest du noch einen Vers. Den lasse, wenn ich abgereist bin, gleich auf eine Tafel eingravieren und die bringe oberhalb der Tür des Ahnenbildersaales an zum bleibenden Gedächtnis. Und wenn früher oder später irgendwann einmal ein Fremder, den du in dem Schloß herumführst, vor der Inschrift stehn bleibt und davon berührt dich fragt nach der Bewandtnis, dem darfst du davon erzählen und ihm unbeschwert die Handschrift zeigen, denn ein solcher wird durch Schicksal anderer noch reicher.< - Mit diesen Worten übergab er mir die Handschrift. Am gleichen Abend ist er abgereist mit unbekanntem Ziele. Seitdem hat er nie etwas von sich hören lassen, und ich habe nie erfahren, wo er sich in all den vielen Jahren aufhält. Ich bleib als Kastellan zurück und lebe mit Susanne von der Rente, die der Graf mir ausgesetzt hat. Die Handschrift halte ich in meinem Schrank verschlossen, und bis heute hat noch niemand sie gesehen, auch nicht Susanne. Sie, Herr, Sie haben heute nach so langer Zeit als erster nach dem Sinn der Inschrift sich erkundigt und mit solcher Anteilnahme, daß ich an die Worte denken mußte, die der Graf damals zu mir gesprochen hat - und ich glaubte mich berechtigt, Ihnen die Geschichte zu erzählen. Der Graf, denke ich, würde es gutheißen. Nun will ich Ihnen noch, bevor Sie Weiterreisen, auch die Handschrift zeigen.«

Zwar hatte es im Grunde keinen Zweck für mich, mir noch die Handschrift anzusehn, nachdem der Alte mir den Inhalt schon so ausführlich erzählt hatte; ich wollte ihn jedoch nicht kränken, und es war ja graphologisch auch nicht uninteressant, die Schriftzüge des Schreibers aus der Nacht vor seinem Abschied von dem Schloß kennenzulernen. Ich ging also mit dem mir wohlgesinnten Alten durch den Laubengang zurück zu seiner weltentlegenen Behausung. Als ich im vertraulichen Gespräch so mit ihm ankam, machte die auf einer Steinbank in der Sonne sitzende Susanne große Augen. Der Anblick des sonst so zurückhaltenden abweisenden Alten, aufgeräumt, beinahe freundschaftlich mit einem Fremden in beredter Unterhaltung, war für sie ein derart überraschender, noch nie erlebter, daß sie ihre Handarbeit beiseite legte und kopfschüttelnd nachsah, wie der alte Kastellan mich in das Haus hineinführte. Dort schloß er einen eichenen stabilen Wandschrank auf, schob erst verschiedenes, darinnen Aufgestapeltes beiseite und entnahm ihm die in eine Lederhülle eingeschlagene Handschrift, die er mir mit einer Art von Andacht reichte. Ich war ergriffen von der pietätvollen Behutsamkeit des betagten Mannes, die noch einem ändern Zeitalter entstammte und mir viel lebendig werden ließ von dem, was man in alten Schriften lesen kann von unverbrüchlicher Vasallentreue.

Ich setzte mich auf einen alten, ripsbezogenen, verschoßnen Ohrensessel bei dem Fenster und begann zu blättern. Die Schriftzüge kennzeichneten einen fast überkultivierten, geistig und moralisch hochstehenden und für alles metaphysische stark aufgeschlossenen Menschen ohne irgendwelche Neigung zur Phantastik, doch vielleicht mit einem Hang zur Schwermut und

Selbstquälerei, nicht aber das geringste Anzeichen einer ins pathologische gearteten Veranlagung. Daß die Aufzeichnungen in einer sehr depressiven Seelenlage hingeschrieben waren, war erkennbar, was durch den vorangegangenen schweren Schicksalsschlag naturgemäß bedingt war. Es hatte etwas Rührendes zu sehen, wie der Alte in seiner Erzählung sich fast wörtlich an den Wortlaut des Geschriebenen gehalten hatte. Wie oft und hingegeben mußte er die Niederschrift gelesen haben, daß er ihren Inhalt beinahe auswendig wußte! Ich gab sie ihm zurück und dankte ihm dafür, daß er mich zum Mitwisser eines so geheimnisvollen, abseitigen Schicksals gemacht hatte.

Er wollte mich noch länger dabehalten, doch die Zeit war vorgerückt und ich mochte meinen Freund nicht allzulange auf mich warten lassen. Es war ein herzlicher, fast feierlicher Abschied, den wir nahmen, denn der Alte sah mich scheiden im Bewußtsein, daß ich irgendwie dem Schloß verbunden sei von nun an, auch wenn ich es niemals wiedersehen sollte: sein Geheimnis nähme ich mit fort, bedeutete er mir, wie ein Vermächtnis.

»Susanne wird Euch bis zur Parkmauer begleiten«, sagte er, »um Euch die kleine Pforte aufzuschließen. - Und nun lebt wohl, Herr, und denkt manchmal draußen in der Welt an einen alten Mann, der sich mit seinem Wissen nun nicht mehr allein weiß ...«

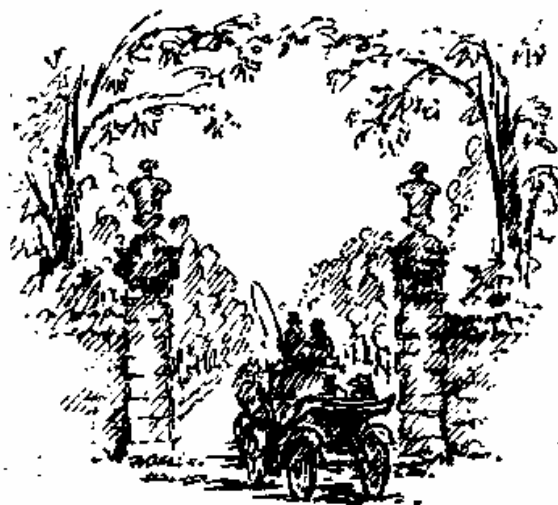
Ich ging, geleitet von Susanne, die bei allem dem nicht wußte, was sie daraus machen sollte, schweigend den vermoosten Parkweg hin, wo die noch warme Spätnachmittagssonne durch das Laubwerk der jahrhundertealten Bäume die vor mir hergehende verwirrende Gestalt mit ihren Strahlen streichelte. Ich hätte unter anderen Umständen diese einzige Gelegenheit mir nie entgehen lassen, das mir zugespielte Abenteuer aufzufangen, doch es verbot sich mir nach allem, was vorangegangen war und mich noch ganz in seinem Bann hielt. So gelangten wir nach einigen Minuten an das kleine Parktor. Hier nun geschah das Unerwartete: Als Susanne es aufgeschlossen hatte und ich ihre Hand nahm, um mich zu verabschieden, fiel sie mir plötzlich um den Hals und küßte mich so inbrünstig und leidenschaftlich, daß ich fast erschrak vor solchem Ausbruch. Ich leugne nicht, daß ich die Zärtlichkeit spontan erwiderte. »Machst du es immer so, wenn du die Fremden an das Tor geleitest?« fragte ich sie und löste mich aus der Umklammerung. Sie sah mich verständnislos an und sagte: »Ich habe niemals einen Mann geküßt, noch niemals.« Und ihre Augen hatten einen feuchten Glanz. Die Sache war mir nicht geheuer. »Geh jetzt nach Hause«, mahnte ich »und grüße mir den Großvater nochmals recht herzlich!« - »Herr, nehmt mich mit Euch!« Ihre Stimme zitterte. »Ich will auch alles tun, was Ihr mich heißet.« - »Dich mitnehmen? Was ist das für ein Einfall?« - »Ich will Euch dienen, Herr, nur laßt mich bei Euch bleiben!« - »Das ist ja Wahnsinn, Kind. Jetzt wisch dir erst einmal die Tränen ab, damit der Großvater nicht merkt, daß du geweint hast, wenn du heimkommst, und dann setz dich auf die Steinbank in die Abendsonne und denk, du hast geträumt - ein Traumgeheimnis ...« Sie sah noch einmal zu mir auf - ein Schluchzen ging durch ihren ganzen Körper, dann wandte sie sich schnell und lief wie vor sich selber auf der Flucht quer durch die alten Stämme tiefer in den Parkgrund. Ich sah ihr nach, bis sich die zärtliche Gestalt im Baumgewirr verloren hatte; dann kehrte ich zurück zu meinem Auto und fuhr langsam durch die sommerliche Abendlandschaft, wo mein Freund mich sicher schon mit Ungeduld erwartete.

Meine Gedanken waren bei dem Schloß und allem, was ich in den wenigen Stunden erlebt hatte. Susanne würde ihre jäh erwachte Leidenschaft zu mir bald überwunden haben und sie einem anderen zuwenden, darüber machte ich mir weiter keine Sorgen - ich wünschte ihr, daß sie zu einem fände, der sie nicht enttäusche ... Das tragische Geschick der Gräfin aber und der ganze Ablauf des Geschehens hatte so von meiner Vorstellung Besitz ergriffen, daß mir war, als sei ich selber Zeuge jener unwahrscheinlichen geheimnisvollen Vorgänge gewesen, die auch für den Psychologen mit den zeitbedingten wissenschaftlichen Erklärungen und Ausdeutungen nicht erfaßbar waren. Daß die in langer, ungewohnter winterlicher Abgeschiedenheit zurückgedrängte Lebensabenteuerlust der Gräfin sich in ihrer Phantasie zu einem bunten Maskenbilderspuk verdichtet hatte und in ihr gewissermaßen zum Komplex geworden war, war ohne weiteres verständlich, doch daß der Graf die Halluzination der Gräfin miterlebt hatte mit allen Einzelheiten und ja anscheinend auch die Dienerschaft darum wußte, das war etwas, was sich nicht kurzweg mit Suggestion und ähnlichem

erklären ließ, das führt schon hinüber über die für unsere Sinne feingezogene Grenze in das Nachtgebiet des Übersinnlichen, vor dessen Einbruch wir ohnmächtig sind und schauern. Daß der beim Maskenfest vor mehr als hundert Jahren so geheimnisvoll verschwundene Kavalier noch heute in dem Schloß sein Wesen treibe, war zum mindesten sehr unwahrscheinlich, denn die Toten sind nur für beschränkte Zeit an die Erdsphäre gebunden, doch glaubte ich nicht fehl zu gehen, wenn ich annahm, daß die Imaginationskräfte der Gräfin derart stark und durch die ihr im tiefsten widerstrebende Zurückgezogenheit so übersteigert waren, daß sie zuletzt zu Wesen anfangen und ihr und anderen, die ihre Atmosphäre teilten, schemenhaft und so, als seien sie lebendig, handelnd gegenübertraten. Doch blieb bei dieser Ausdeutung noch immer das so plötzliche Herabstürzen des Bildes unerklärt und dunkel...

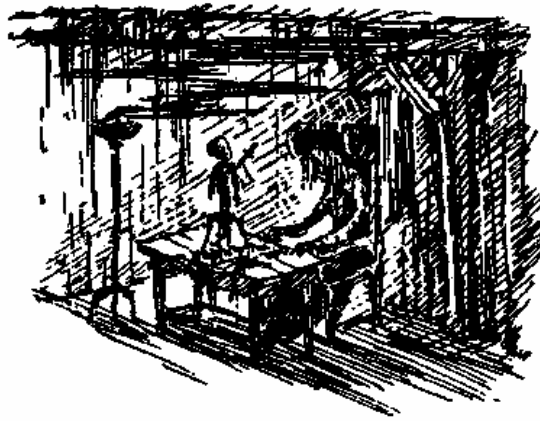
Ich war, fast ohne es zu merken, über diese metaphysischen Betrachtungen im Städtchen bei dem Gasthof, wo wir abgestiegen waren, angelangt. Mein Freund erwartete mich vor der Haustüre. Er hatte seine vorgehabten Zeichnungen beendet und war aufgeräumt und bester Stimmung. »Wir wollen gleich zu Abend essen«, sagte er, »und zeitig schlafen gehen, damit wir morgen früh vor Sonnenaufgang weiterfahren können; ich möchte auch noch in der Morgendämmerung die Draulandschaft festhalten.« Ich war nicht sehr erbaut von dem Gedanken des Frühaufstehens, doch ich wollte auch kein Spielverderber sein und stimmte zu. Ich glaube, ich war abwesend beim Abendessen und nicht sehr gesprächig. Das mußte meinem Freunde aufgefallen sein, denn als wir uns nach einem letzten kurzen Rundgang durch das Städtchen »Gute Nacht« sagten, bemerkte er beiläufig: »Was hast du eigentlich erlebt, daß du nichts sprichst und so zerstreut bist?« - »Eine Schloßlegende« gab ich ihm zur Antwort und ging auf mein Zimmer. Ich konnte lange nicht einschlafen: Das Bild der Gräfin, ob ich sie auch nie gesehen hatte, trat mir immer wieder vor das innere Auge: etwas über mittelgroß und schlank und mit kastanienbraunen Haaren, fast durchsichtige, sehr schöne Hände; um den feingezogenen und beredten Mund her ging vibrierend ein ganz leises Zuk-ken, so als sei er unmerklich bemüht, etwas zu sagen. Angestrengt versuchte ich es zu vernehmen - da, schon fast im Einschlafen, war mir als höre ich ihn fernher sprechen:

Wir hörten von Treue erzählen,
Die niemals zu lange bestand,
Und was wir uns heute verhehlen,
Tritt morgen als Traum aus der Wand ...



Hexenfieber

Eine magische Begebenheit



Ich berichte hier ein wahres Begebnis, das sich in einem mittelitalienischen Städtchen wenige Jahre vor Ausbruch des ersten Weltkrieges zutrug - nicht etwa im »finsternen Mittelalter«, auf das die aufgeklärte Gegenwart seines Hexenwahns und vermeintlichen Aberglaubens wegen selbstbewußt und mitleidig herabsieht. Mein Freund Arpad war Zeuge dieser sonderbaren Begebenheit.

Er hatte ursprünglich Philosophie studiert und kam von Schelling frühzeitig zu der deutschen Mystik und zu Jakob Böhme. Auch war er ein überlegener Kenner der okkulten Disziplinen. Seine philosophische Schulung ließ ihn jedoch dabei nie in haltlose und vage Spekulationen abgleiten. Er war ein Mann von unbedingter Wahrheitsliebe. Aber seine leidenschaftliche Hingabe an alle parapsychischen Phänomene brachte ihm die unwahrscheinlichsten metaphysischen Begebenheiten wie durch Anziehungskraft geradezu entgegen, ohne daß er sie selbst aufgesucht hätte. Im engeren Freundeskreise war er unschwer zu bewegen, seine Erlebnisse zu erzählen. So entsinne ich mich insbesondere der hier nacherzählten Begebenheit, die ich aus seinem Munde wiederholt gehört habe und die so abenteuerlich und unglaublich anmutet, daß sie mir in allen Einzelheiten und Schattierungen im Gedächtnis geblieben ist. -

Mein Freund ist schon vor Jahren durch das Tor des Todes gegangen, und so glaube ich es verantworten zu können, dies Erlebnis mitzuteilen. Ich habe mich dabei weitgehend an seinen eigenen Bericht gehalten, ohne von mir etwas hinzuzutun. Ich schreibe die Geschichte so, als sei er heute noch selbst der Erzählende:

Es war auf meiner ersten Reise durch Italien. Ich war damals Student und etwa dreiundzwanzigjährig. Als mein Freund, der Maler, und ich an einem vorgerückten Spätherbstnachmittag in dem Städtchen ankamen, war es voll von geheimnisvoller Unruhe, denn eine der angesehensten Persönlichkeiten, ein Mann von Mitte dreißig, lag im Sterben. Er war, wie man erzählte, ein Verehrer der Frauen und hatte mehrere Liebschaften, sonst war sein Ruf ein tadelloser. Er mochte etwa der achte oder neunte sein, der im Laufe der letzten Monate unter den gleichen Symptomen: einem plötzlich mit äußerster Heftigkeit auftretenden, unerklärlichen Fieber in einigen Tagen verzehrt wurde, buchstäblich in sich verbrannte. Alle Mittel waren umsonst, die besten Ärzte standen ratlos der Ursache und dem Verlauf der Krankheit gegenüber. In der Stadt sprach man vom »Hexenfieber«, und selbst die Aufgeklärten fingen an, unsicher zu werden und zu der Annahme hinzuneigen, daß es sich hierbei um einen mysteriösen Vorgang handele. Niemand

aber vermochte und wagte es, irgendeinen Verdacht über den mutmaßlichen Urheber laut werden zu lassen.

Ich selbst war damals noch ein Neuling in okkulten Dingen und hatte zu ihnen eigentlich ein mehr literarisches Verhältnis; mein mehr als zehn Jahre älterer Freund jedoch war ein rabiater »Supernaturalist«, wie er sich selbst bezeichnete, denn das Wort »okkult« erschien ihm damals schon verbraucht und anrüchig. Und so ließ er sich durch keine Warnung der eingeschüchterten Leute, die uns das Seltsame berichtet hatten, davon abbringen, dem Geheimnis auf den Grund zu gehen. Sehr zu Hilfe kam ihm der Umstand, daß er fließend italienisch sprach und ein durchaus südländisches Aussehen hatte, so daß ihm nirgends mit der mißtrauischen Zurückhaltung begegnet wurde, die man auch heute noch in den kleinen italienischen Landstädten Ausländern entgegenzubringen pflegt.

Mir selbst war ein solches Abenteuer nur willkommen, vor allem darum, weil ich mir endlich den »Beweis« davon für das Dasein und Eingreifen übersinnlicher Kräfte in das äußere, stets nachprüfbare Tagesleben erhoffte.

Soviel stand fest: Wenn außer der Ergründung des Geheimnisses auch dem Erkrankten noch rechtzeitig geholfen werden sollte, der in seinen Fieberdelirien nur immer ausrief: er verbrenne, so war nicht eine Stunde zu verlieren.

Sehr erschwert war unser Vorhaben dadurch, daß die Furcht aller, die wir angingen, uns mit einem Argwohn oder Hinweis auf die Spur zu helfen, durch kein Zureden zu besiegen war. Wir fühlten deutlich durch, daß alle in einer bestimmten Vermutung einig sein mochten, mit deren Äußerung sie jedoch mißtrauisch selbst unter sich zurückzuhalten schienen. So sahen wir uns denn auf uns allein angewiesen. Wir durchschlenderten das Städtchen kreuz und quer, wobei zum ersten Mal unsre Aufmerksamkeit nicht auf die altertümlichen Gäßchen, Winkel und Fassaden, sondern auf das, was wohl dahinter vorgehen mochte, hingelenkt war. Aber, so scharfe Umschau wir auch hielten, etwas Verdächtiges war nirgends zu bemerken, noch etwas, was zu unseren weiteren Nachforschungen einen Anhaltspunkt gegeben hätte. Da kam mir auf einmal der rettende Gedanke: Mein Freund war ein durch ursprüngliche Veranlagung und spätere systematische Schulung ausgebildeter medialer Schreiber. Er brauchte nur einen Bleistift zu nehmen, die Hand auf ein weißes Blatt Papier vor sich zu legen, und schon begann sie ganz von selbst zu schreiben, indem sie zuerst größere, dann sich verkleinernde Schleifen beschrieb, die allmählich in klare Schriftzüge übergingen, jedoch mit der ihm eigenen bewußten Handschrift keinerlei Ähnlichkeit aufwiesen. Er konnte nichtsdestoweniger dabei ein Buch von noch so schweren Inhalt vor sich liegen haben und darin lesen: die Hand schrieb automatisch weiter - im Gegenteil: das Schreiben ging viel flüssiger vonstatten, wenn sein Oberbewußtsein nicht kontrollierte, was seine Hand, medial geworden, schrieb. Was dabei zum Vorschein kam, war niemals sinnloses Geschreibsel, sondern bezog sich vielfach auf ihm nahestehende Personen, dann wieder auf Begebenheiten seines eigenen Lebens, mitunter waren es auch Verse voll von mystischem Gehalt und dunkler Schönheit. Viele Winternächte hatten wir in München so zusammengesessen und »medial geschrieben«, wobei ich es bei weitem nicht bis zu dem Grade der Vollkommenheit brachte, die meinen Freund auszeichnete. Nun sollte er sein Meisterstück ablegen und die mediale Schrift sollte auf die rechte Fährte führen. In dem von uns gemeinschaftlich bewohnten Gastzimmer angekommen, nahm mein Freund Papier und Bleistift, und diesmal konzentrierten wir uns mit geschlossenen Augen auf die Frage: Welche Bewandnis hat es mit dem Vorgang? - Die Hand fing an zu schreiben: erst wieder Schleifen, größer, kleiner werdend, übergehend in Schrift. Der Bleistift lief dabei so rasch, wie man es beim bewußten Schreiben niemals fertig brächte. Als das Quartblatt in weniger als einer Minute vollgeschrieben war, öffneten wir die Augen und lasen erst abgerissene Worte, deren Bezug und Sinn wir nicht verstanden, dann aber kam ganz unten an der Seite: »Hexe, Westtor, Läden, eilt!« Wir stürzten in der bezeichneten Richtung fort. Inzwischen war es dunkel geworden, gegen 10 Uhr abends. Bei den bescheidenen Entfernungen in der Stadt war das Westtor bald erreicht. Es war der ärmlichste Teil des Städtchens: einstöckige, niedrige, baufällige Behausungen, an die alte Stadtmauer angebaut. Wir hielten Umschau, wobei wir insbesondere auf die Läden achteten, wie

die mediale Schrift es uns gewiesen hatte. Doch fast nirgends waren solche zu bemerken, und an den wenigen Behausungen, die welche hatten, standen sie offen. Die Bewohner aber schienen überall bereits zu schlafen. Etwas Verdächtiges war hier nicht wahrzunehmen. Wir passierten das Westtor. Auch außen an der Stadtmauer dieselben Hütten angebaut; wenn möglich noch armseliger; keine größer als im Ausmaß eines Zimmers. Hier aber: zehn bis fünfzehn Schritte abseits eine für sich gelegene, unbewohnt aussehend, mit geschlossenen Läden, die keinen Lichtstrahl durchließen. Hier mußte es sein. Ich leugne nicht: ich war in fieberhafter Spannung. Mein Freund blieb seelenruhig. Wir untersuchten von allen Seiten die Baracke. Nirgends auch nur der kleinste Spalt, durch den man hätte durchsehen können. Wir klopfen an der Türe, an den Läden - keine Antwort, niemand zeigte sich. Wir klopfen stärker. Aus der nahen Nachbarhütte fährt ein Kopf heraus, eine Frau mittleren Alters, offenbar geweckt durch unser Lärmen. Wie sie uns sieht, bekreuzigt sie sich; wir nähern uns: sie bekreuzigt sich noch einmal. Die beruhigende Anrede meines Freundes und ein ihr gereichtes Lirestück nehmen ihr das ärgste Mißtrauen. Wir fragen sie, warum die Läden nebenan geschlossen seien. - Die Alte sei schon seit zwei Tagen fort. - Wohin sie sei? - Das wisse sie nicht. - Wann sie zurückkehre? - Das wisse sie nicht. - Ob sie öfters fortgehe? - Ja, sie verlasse das Haus aber immer nur bei Nacht, des Morgens seien dann die Läden zu. Auch kehre sie nur immer nachts zurück. Niemand habe sie je gehen oder kommen sehen. - Ob sie schon lange in der Hütte wohne? - Ja, schon immer. - Ob denn die Polizei kein Auge auf sie habe? - Die Polizei habe anderes zu tun, als sich um alte Weiber zu kümmern. - Ob sie eine Hexe sei? - Da bekreuzigte sich die Frau von neuem und schlug das Fenster zu, etwas von *mal occhio* murmelnd. Auch diesmal wieder hatten wir den Eindruck, als wisse sie erheblich mehr, als sie zu sagen sich getraute. - Soviel stand für uns jetzt fest, daß wir nicht mehr weiter zu suchen brauchten. Nun handelte sichs nur noch darum: Wie den Zutritt finden zu dieser Hütte? Die Tür aufzubrechen schien uns doch nicht ratsam: nicht der Hexe wegen, wohl aber mit Rücksicht auf die gerichtlichen Scherereien, die eine solche Handlung nach sich ziehen konnte. Wir waren uns darüber einig, daß wir hierzu nur im äußersten Falle greifen dürften. So entschieden wir uns, dass mein Freund ins Städtchen gehe, um die Polizei zu holen, während ich bis zu seiner Rückkehr vor der Hütte warten und versuchen sollte, weitere Beobachtungen anzustellen. Ich kann nicht sagen, daß mir nach seinem Fortgehen besonders wohl zumute war. Um das Unbehagen, das mich überkommen hatte, zu besiegen, richtete ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Behausung, doch bot sich kein Anzeichen, das auf die Anwesenheit der Bewohnerin hätte schließen lassen. Sollte die Nachbarin, die gesagt hatte, sie sei bereits vor zwei Tagen fortgegangen, nicht etwa doch Recht haben, und wir beide machten uns mit unserem Hexenglauben nur zu Narren? Zum wiederholten Male begann ich die Hütte von allen Seiten her zu untersuchen. Wieder legte ich mein Ohr dicht an die Tür und horchte mit angehaltenem Atem. Da war mir, als hörte ich es drinnen röcheln. Ich entfernte mich auf einige Schritte, dann trat ich wieder hin und horchte nochmals. Das nämliche Geräusch - kein Zweifel: jemand war in der Hütte. Mir war unheimlich zumute wie noch nie in meinem Leben. Ich verwünschte meinen Freund, das ganze Abenteuer und das Schicksal, das uns gerade heute in dieses Städtchen führen mußte. - Ich war zurückgetreten von der Hütte und sah mich in der Runde um: Vor mir die weite italienische Ebene, getaucht in eine wolkenlose blaue Sternennacht. Am Horizonte über dem Gebirge ging der Mond auf. Hinter mir die alte Stadtmauer mit den daran geklebten Hütten, überragt von den Dächern und Türmen des verwunschenen Städtchens, in dem zur Stunde sich ein unheimlich dunkles Geschick vollzog, ein grausiges Geheimnis, in das wir uns wie von ungefähr seihst hineingestellt sahen - wer konnte sagen: mit welchem Ausgang? Ein romantisches Erlebnis, wie ich es mir nicht unverfälschter wünschen konnte. Warum Romantik stets nur auf dem Umweg über die Dichtung? Warum sich tausend Meilen wegwünschen, wenn sie schon einmal Wirklichkeit zu werden anfängt und phantastisch in das reale Leben tritt? Während ich noch so dastand und diesen Gedanken nachhing, kam mein Freund wieder, zwar nicht mit einem Polizisten, wohl aber, um dem Romantischen der Situation die Krönung zu verleihen, mit einem veritablen Nachtwächter mit Spieß und Funzel. Die Polizei hatte sich geweigert, mitzukommen; der Nachtwächter jedoch hatte sich auf eine beträchtliche Bestechung hin dazu bereit gefunden. Auch ihm merkte man es an: es war ihm nicht geheuer bei der Sache, wiewohl er versicherte, von der Alten nicht mehr zu wissen,

als daß sie schon immer ganz allein dort hause und sich ausschließlich von Almosen ernähre. Ich teilte den beiden meine soeben gemachte Wahrnehmung mit. Sie legten das Ohr an die Tür, und auch sie glaubten mit Bestimmtheit das röchelnde Geräusch zu hören. Des Nachtwächters bemächtigte sich eine geradezu komische Angst, und es bedurfte des eindringlichsten Zuredens und eines abermaligen Trinkgeldes, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Zuerst versuchten wir noch einmal unser Heil mit Klopfen, doch wiederum vergeblich. So blieb uns also keine andere Wahl, als die Türe aufzubrechen, da wir durch die Anwesenheit des Nachtwächters irgendwelche spätere gerichtliche Unannehmlichkeiten nicht mehr zu fürchten brauchten. Mein vorsorglicher Freund hatte sich im Gasthof im Vorbeigehen ein Stemmeisen geben lassen, das wir jetzt an die Türe ansetzten. Sie bot mehr Widerstand, als wir ihrem morschen Aussehen nach vermutet hatten. Als sie dann endlich krachend aufging, riß sie einen dahinter ausgespannten Vorhang mit herunter und wir drei: ich neben meinem Freunde und hinter uns der bebende Nachtwächter, standen in der Hütte. Der Anblick, der sich uns hier bot, war grauenhaft: Die Hütte bestand, wie wir vermutet hatten, aus einem einzigen Räume, dessen Fenster außer den geschlossenen Läden noch verhängt waren, so daß nicht der geringste Lichtstrahl nach außen dringen konnte. Ein betäubender Geruch füllte die Behausung, der von verglimmendem Rauchwerk herrührte, das sich in einem, von einem hohen Dreifuß getragenen Becken befand, worunter ein Holzkohlenfeuer glomm. Eine Ölfunzel stand auf einem von Ruß geschwärzten Wandbrett und verbreitete in dem dunstigen Räume nur so viel Licht, daß man die Einzelheiten unterscheiden konnte. Vor einem Tische saß in einem verwitterten Ohrensessel, unweit vom Dreifuß mit dem Räucherwerk, ein altes Weib - sie mochte etwa Mitte der sechzig sein - offensichtlich in Katalepsie. Deser Zustand unterschied sich jedoch von dem der gewöhnlichen Starrsucht, bei dem im allgemeinen Herz- und Atemtätigkeit auf ein Minimum herabgemindert sind, nur dadurch, daß von Zeit zu Zeit konvulsische Zuckungen durch ihren ganzen Körper gingen, wobei sie regelmäßig jenes pfeifende Röcheln ausstieß, das wir beim Horchen durch die Türe hatten dringen hören. Die Krämpfe und das Röcheln mochten von der grauenhaften inneren Arbeit herrühren, die sie in diesem Zustande verrichtete. Vor ihr auf dem Tisch stand erhöht eine aus Haaren, Lehm und Wachs gebildete Figur, etwa in der Größe eines neugeborenen Kindes, und unter ihr flackerte ein Öllicht gerade in einer Entfernung, daß dadurch das Wachs langsam zum Schmelzen kam und nach und nach vertropfte. Durch den beigemischten Lehm ging es nur sehr langsam vonstatten, so daß die Figur ganz allmählich von unten herauf zerstört wurde. Durch das Herz der Figur aber war ein feiner Dolch gestoßen, an dessen hervorstehendem Ende ein Zettel angeheftet war, der den aus irgendeinem Brief herausgeschnittenen Namen des in der Stadt am Fieber Hinsiechenden trug. Bis zu den Hüften etwa war die Figur schon abgetropft. - Ohne sich eine Sekunde zu besinnen, löschte mein Freund das darunter brennende Öllicht und riss den Dolch aus der Figur heraus. Dann nahm er die auf den Tisch abgetropfte Wachs- und Lehmmasse, knetete sie und ergänzte die Figur wieder zur ursprünglichen Gestalt. - Den anfänglich zu Tode erschrockenen Nachtwächter, als er sah, daß wir Herren der Lage waren, faßte plötzlich eine maßlose Wut gegen die noch immer in Starrsucht daliegende röchelnde Hexe, und um sie ins Bewußtsein zurückzurufen, packte er sie an den Schultern und rüttelte sie mit aller Wucht. Mein Freund sprang gleich hinzu, um ihn zurückzuhalten, aber zu spät. Der Schock, den sie erfahren hatte, war zu heftig, das ätherischfeine Band, das den Zusammenhang mit dem in diesem Zustande aus dem physischen Leibe ausgetretenen Fluidalkörper herstellt, war gerissen: die Alte verdrehte die Augen, ihr ganzer Körper bäumte sich ein paarmal krampfhaft auf, dann sank er in sich zusammen, sie röchelte noch einige Sekunden und war tot.

Wir sahen uns im Räume weiter um: Von dem vielbesagten »Hexenhausrat« war nichts zu bemerken. Da entdeckte ich in einer Ecke eine Wachstafel mit eingeritzten Zeichen und darinnen staken acht bis neun gleichartige feine Dolche und an jedem ein Zettel mit einem anderen Namenszug; darunter ganz sachlich: ein Kreuz mit Datum. Der Nachtwächter erkannte an den Namen die im Laufe der letzten Zeit am »Hexenfieber« so jämmerlich zugrunde gegangenen Persönlichkeiten. - Der Mann aber, der daran daniederlag, als dieser Vorgang sich abspielte, ist durch das rasche Eingreifen meines Freundes, wenn auch langsam, wieder genesen. Ein

gerichtliches Nachspiel hatte die Geschichte nicht: einmal, weil die Alte, die Urheberin des Verbrechens, nicht mehr am Leben war; dann auch, weil man sich davor scheute, eine solche Sache vor die Öffentlichkeit zu bringen. Auch mochten manche Personen von gesellschaftlichem Ansehen als Anstifter darin verwickelt gewesen sein. Mein Freund jedoch war über den Tod der Hexe ganz untröstlich, weil er gerne erlebt hätte, wie ein modernes Gericht sich bei einem Hexenprozesse verhalten würde. Es hätte nämlich, nach der Auffassung eines namhaften, dort ansässigen Rechtsgelehrten, mit welchem wir den Fall besprachen, zum Freispruch kommen müssen, weil das heutige Strafgesetzbuch einen Paragraphen über sympathetische Tötung auf schwarzmagischem Wege nicht mehr kennt.



Die Blumen des Magiers

Sie sprach, im Sessel halb zurückgelehnt, die Verse mit einer das bewegliche Geheimnis des Gedichts erlebenden und seine feierliche Innenwelt verlautbarenden Stimme. Nicht nur ihr großes, flächiges Gesicht, das den durchsichtigen Frauenbildnissen der Präraphaeliten glich, nahm teil an dem Gelesenen, auch ihre rechte Schulter und die Hand mit dem in halber Höhe vor sich gehaltenen Buch vibrierten mitschwingend und hingeben. Es war fast ebenso beglückend, sie lesen zu sehen wie zu hören.

Wohin führst du mich, stumme Maske?
Deine Augenhöhlen sind leer -
Was sind das für Schatten dort auf dem Wasser?
Was für eine Stimme weint dort am Wehr?

Ich gehe nicht weiter - warum bedrängst du
Mich so von innen, daß ichs doch muß?
Wie sich die Türme im Wasser verlängern!
Was treiben die Wellen hinauf den Fluß?

So langsam bewegt sich dort die Fähre
Wie unter unsichtbar schwerer Last -
Ich kenne den Wald nicht, dem wir uns nähern,
Oder sind es Schiffe, Mast an Mast?

Laß uns umkehren, denn weit dahinten
Und kaum mehr sichtbar, liegt schon die Stadt -
Wie? Ward es Frühling im mitten Winter?
Was treibt mein Strauß da ein frisches Blatt?

Wie brennen mit einmal meine Hände
Und wechseln und werden ängstlich hell!
Wer bist du, Maske, die mich verändert?
Halt an, wo sind wir? Du gehst zu schnell!

Wohin geriet ich? So fremd ist alles -
Ists lange schon, daß der Mond erschien?
Still, hörtest du nicht was niederfallen?
Was sind das für Tiere, die mit uns ziehn?

Und andre umkreisen uns weit im Bogen
Und schielen herüber - wo sind wir, wo?
Was drohtest du eben jenem Vogel,
Der taumelnd an uns vorbeiflog, so?

Nun wollen sich alle uns zugesellen
Und werden doch scheinhaft und löschen aus ...
Schwester, hier ist das Kreuz der Schwelle,
Schon regnen Rosen aus deinem Strauß.

Sie hatte das Gedicht beendet. Dann schweig sie eine Zeitlang, wie in sich hineinhörend, und auch in diesem Schweigen lag die Atmosphäre des Gedichts noch ausgebreitet. Dann sah sie auf und sagte:

»Nun haben Sie mich lesen hören. Als ich bei meiner Ankunft hier in München gestern Ihren Brief vorfand, worin Sie mir so nüchtern schreiben, daß Sie nicht zu meinem Vortragsabend kämen, weil das öffentliche Lesen von Gedichten Ihnen widerstrebe, und mich baten, Sie zu besuchen, damit ich Ihnen ein paar Strophen ganz allein hersage, war ich durch Ihre Ablehnung eigentlich doch meines ganzen Wirkens so verstimmt, daß ich nicht die geringste Lust verspürte, Ihrem Wunsch zu folgen. Ich lese auf allen meinen Vortragsreisen schon seit Jahren Ihre Verse. Nun hat sichs diesmal endlich so getroffen, daß Sie zu meinem Vortragsabend hier sind, und ich hatte mich schon so darauf gefreut, daß Sie hinkämen und mich hören würden: da kam Ihr Brief wie eine kalte Dusche.« - »Aber ich habe Sie ja doch jetzt lesen hören und ich glaube, sehr viel unmittelbarer und bestimmender als irgendwo in einen Saal gepfercht mit Hunderten von Menschen, die bis auf wenige doch nur gekommen sind, um Sie zu sehen, weil Sie schön und anziehend sind und einen Namen haben. Doch das Gedicht lebt in der Stille; und das wissen auch Sie, das habe ich gehört an Ihrem Lesen. Ich danke Ihnen, daß Sie Ihren anfänglichen Mißmut überwunden haben und gekommen sind.« - »Sie haben recht, das Gedicht lebt in der Stille, und grade diese Stille des Gedichtes möchte ich in meinen Vortragsabenden den Zuhörern vermitteln, den aufgeschloßnen wenigstens, und deren sind es immer einige - bestimmt, auch wenn Sie lächeln.« - »Es war ein zustimmendes Lächeln, kein ungläubiges.« - »Nun dann: mitleidig zustimmend, das ist noch schlimmer.« - »Es ist zwar nicht so, aber Vorurteilen ist schwer beizukommen ... Übrigens: da Sie um das Gedicht und seine Umwelt wissen, so ist es Ihnen sicher auch bewußt, daß jeder Dichter seine eigne, nur ihm eigne Stille hat.« - »Ich weiß es. Aber ich weiß auch, daß wir in einer Zeit leben, die die Stille tötet.« - »Jeder kann sie nur für sich selber finden.« - »Auch das habe ich erfahren ...«

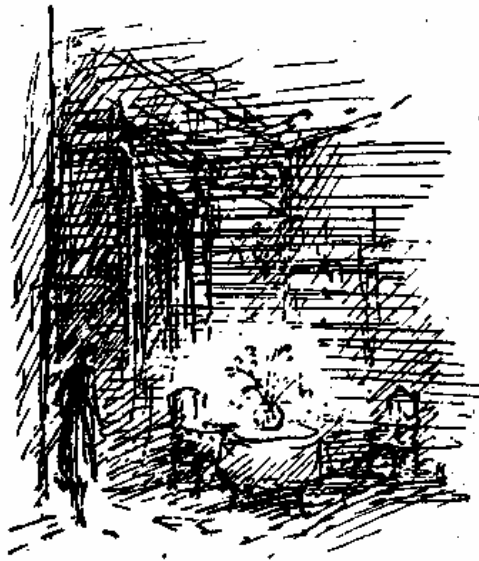
Sie stand fast unvermittelt auf, dann trat sie an die Bücherwand und ließ die Augen, suchend schien es, drüber gleiten: »Seltsame Büchertitel, seltsam und verwirrend.« Sie las einige Titel halblaut, wie um sich damit vertraut zu machen: »Hermetisches Siebengestirn, Wasserstein der Weisen, der geheime Weingeist der Adepten ... Alchimie, nicht wahr? Ich weiß davon nur, daß sich auch Strindberg mit ihr befaßte.« - »Er hat sogar etwas davon verstanden, wenn auch nicht das letzte.« - »Sie sagen das so ernsthaft, als habe es seine besondere Bewandtnis mit der Alchimie.« - »Das hat es.« - »Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Sie an das Lebenselixier und an den Stein der Weisen glauben? Das waren doch die beiden Dinge, die die Alchimisten suchten.« - »Vergeblich suchten, heißt es in den Schul- und Lehrbüchern.« - »Sie werden doch nicht gar behaupten wollen, dass es Menschen gab, die sie besessen haben?« - »Warum nicht?« - »Sie Dichter! Nun ist das Lächeln eigentlich auf meiner Seite.« - »Kennen Sie den Ausspruch des Novalis: Der Poet versteht die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf.« - »Der heutige Naturwissenschaftler dürfte diesen Satz kaum gelten lassen.« - »Und darum leugnet er auch die Realität der Alchimie zwangsläufig. Die Alchimisten waren große Künstler, Naturkünstler - heißt nicht die Alchimie die königliche Kunst von jeher?« - Sie schien nachdenklich. Dann griff sie aus der Bücherreihe einen Band heraus und las die Titelseite: »Palingenesis, über die Wiedererweckung der Pflanzen und Tiere aus ihrer Asche«. Sie wurde plötzlich kreideweiß - man sah ihr an, wie sie sich nur mit größerer Anstrengung beherrschte. Abwesend stellte sie das Buch ins Fach zurück und schickte sich zum Gehen an. »Was hat Sie eben so beeindruckt?« fragte ich, absichtlich ihren Aufbruch nicht beachtend. »Das Buch selbst kann es nicht gewesen sein; das ist so selten, daß Sie es unmöglich anderswo gesehen haben können. Es kann also nur sein, daß irgend etwas in dem Titel eine ungute Gedankenverbindung in Ihnen ausgelöst hat - stimmt es?« - »Ja - doch lassen wir das, ich muß gehn jetzt.« - »Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, aber Sie verstehen sicherlich, daß ein so ausgefallener Zusammenhang wie dieser meine Frage danach immerhin begreiflich sein läßt. Und irgendwie muß die Alchimie hineinspielen in jenen Vorgang, an den Sie das Buch so unvermittelt und spontan erinnert hat. Das ist doch etwas, was mich ganz besonders angeht.« - »Eben darum: Sie sind mir unheimlich geworden, weil ich die Gerüchte, die um Sie herum sind,

handgreiflich bestätigt finde.« - »Was sind das für Gerüchte, die um mich herum sind?« - »Daß Sie insgeheim mit allerhand okkulten Dingen umgehn - kurz: daß Sie schwarze Magie treiben.« - »Na, das ist nun wirklich finsternes Mittelalter! Den Unsinn glauben Sie womöglich, aber daß es seine Richtigkeit hat mit der Alchimie, das stellen Sie in Zweifel?« - »Weil ich nichts davon wissen will, verstehen Sie?« - »Nein, gerade darum sollen Sie es mir erklären. Jetzt sind Sie es mir schuldig, um wieder gutzumachen, daß Sie das Gefasel auch nur einen Augenblick ernst nehmen konnten. Sie wissen gar nicht, wie entsetzlich grauenhaft schwarze Magie ist.« - »Aber ist die Wiedererweckung von Pflanzen und Tieren aus der eigenen Asche nicht schwarz-magisch?« - »Nein, die Handlung nicht als solche, wenn man sie nicht mißbraucht. Im übrigen kann von schwarz-magischer Betätigung nur immer da die Rede sein, wo es sich um die Vernichtung von beseeltem Leben mit okkulten Mitteln handelt, um dadurch dem Göttlichen Gewalt und Leiden anzutun und sein weltweites Liebeswalten zu ersticken. Das ist die Sünde an dem Heiligen Geist: die einzige Sünde, die niemals vergeben werden kann, weil sie sich selber richtet. Bei der Wiedererweckung von Pflanzen und Tieren aus der eigenen Asche geht es aber gar nicht darum, abgesehen davon, daß das Wort Wiedererweckung ungenau ist und zu falschen Vorstellungen Anlaß gibt. Es handelt sich dabei nur um die Sichtbarmachung des Phantoms aus oder besser über der nach ganz bestimmten Vorschriften behandelten und präparierten Asche.« - »Nicht wahr: in einer Glaskugel, die dann erwärmt wird?« - »Stimmt. Wie kommen Sie darauf? Das stammt doch nicht von Ihnen. Was haben Sie erlebt, daß Sie von jenem Vorgang eine so lebendige Anschauung haben?« - »Gut, Sie sollen mein Erlebnis wissen. Sie sind der erste Mensch, zu dem ich davon spreche; es ist mir aber außer Ihnen auch bis jetzt niemand begegnet, der mir darüber etwas hätte sagen können. Also, hören Sie!« - Und sie erzählte.

»Es war gleich nach dem ersten Weltkrieg in Paris«, begann sie, wieder Platz nehmend, halb abgekehrt und mehr wie zu sich selber sprechend: »Meine Eltern waren beide innerhalb von nicht drei Tagen bei der großen Grippe-Epidemie, die ganz Europa damals heimgesucht hatte, gestorben. So sah ich mich sehr jung schon ganz auf mich gestellt. Wirtschaftlich war ich unabhängig. Als Auslandsdeutscher - mein Vater war gebürtiger Schweizer - begegnete man mir in Paris durchaus entgegenkommend, als ich dort die Wohnung einer Freundin, die nach Süden wollte, übernommen hatte. - Für meine Zukunft hatte ich die abenteuerlichsten Pläne: Schanghai, Ägypten, Japan, Korrespondentin irgendeiner überseeischen Großhandelsfirma oder eines Konsulats - nur nicht in dem zerrütteten Europa! Für Dichtung war ich schon von Kind an eingenommen, aber daß ich einmal öffentlich mich für sie einsetzen werde, lag damals noch völlig außer dem Bereiche meiner Vorstellungen. Das ergab sich erst ein gut Stück später. Damals hörte ich literaturgeschichtliche und philosophische Vorlesungen an der Sorbonne und vervollständigte meine fremdsprachlichen Kenntnisse, um mich für meinen Beruf noch weiter auszubilden. Ich hatte damals einen bunt zusammengewürfelten und recht unterschiedlichen Bekanntenkreis. Vor allem aber waren es Künstler, mit denen ich die Abende verbrachte, und je mehr ich in die Welt der Kunst und ihre Atmosphäre untertauchte, desto abgestandener erschien mir jene bürgerliche Gesellschaft, in der ich wohlbehütet aufgewachsen war und die bereits auf meiner Kindheit wie ein Alb gelastet hatte. Paris verdanke ich den Bruch mit allen jenen eingefrorenen Denkgewohnheiten, die den Bourgeois kennzeichnen.

Ich kam, wie oft schon, wieder einmal spät nach Hause. Als ich ins Zimmer trat und Licht machte, fiel mir als erstes ein verwirrend schöner, fremdartiger Orchideenstrauß auf, der in einer Vase mitten auf dem Tisch stand. Eine so undefinierbare Ausstrahlung ging von ihm aus, daß es mich unwillkürlich zu ihm hinzog. Begleitzeilen, in denen sich der Absender bekanntgab, lagen nirgends. Das machte den geheimnisvollen Strauß noch mysteriöser, denn wer so ausgesuchte Blumen schickt, der tut es sonst nicht anonym. Ich nahm ihn aus der Vase und ließ ihn über meine Hand hingleiten. Es kam mir vor, als hinterlasse er ein unbestimmtes Prickeln, doch konnte das auch Täuschung sein; es war sehr spät und ich war übermüdet. Ich ertappte mich beim Ausziehen wiederholt dabei, daß ich unwillkürlich zu ihm hinsah, weil mir war, als ob der Strauß, der da so gegenwärtig auf dem Tische stand, irgend etwas von mir wollte. Im Bett durchblätterte ich noch zerstreut und oberflächlich eine Zeitschrift, dann löschte ich das Licht und sah ins Dunkel. Da

schien es mir, als bilde sich da, wo der Strauß stehen mußte, auf dem Tisch so etwas ähnliches wie eine Nebelhelle. Anders läßt sich nicht bezeichnen. Ich schloß die Augen einige Sekunden lang, um sie gleich nach dem Öffnen wieder auf denselben Punkt zu richten. Diese Selbstkontrolle wiederholte ich drei oder viermal.



Keine Täuschung: Von der Stelle, wo der Strauß stand, kam ein Schein her, wenn auch fast unmerklich, wie phosphoreszierend. Es war mir unheimlich, doch war ich viel zu müde, um noch weitere Versuche anzustellen. Ich knipste Licht an, nahm die Vase mit dem Strauß vom Tisch und stellte sie ins Nebenzimmer. Dann legte ich mich wieder hin und war bald eingeschlafen. Aber mein Schlaf war schwer und unerquicklich. Ich befand mich, ohne eigentlich zu träumen, wie in Abwehr gegen irgend etwas, das an mich heranzukommen suchte. Dazwischen fuhr ich plötzlich wieder auf, weil mir so war, als stehe jemand an dem Bettende mir gegenüber. Dann glaubte ich den Umriss einer männlichen Gestalt zu erkennen. Bei längerem Hinstarren jedoch verging sie, wurde aufgesogen von der nächtlichen Umgebung; doch das Gefühl von einer fremden unheimlichen Gegenwart blieb fortbestehen. Am nächsten Morgen wachte ich zwar gegen meine sonstige Gewohnheit spät auf, doch ich fühlte mich trotzdem unausgeruht und am ganzen Leibe wie zerschlagen. Meine Nerven flogen. Im Nebenzimmer auf dem Fach, wohin ich sie nachts weggestellt hatte, standen die ominösen Orchideen; doch sie standen völlig teilnahmslos da, so daß ich gar nicht mehr einsah, was an ihnen mich noch vor kurzem derart aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Zwar war es eine Orchideenart, die ich nicht kannte: die Blüten waren größer und die Farben hatten eine stärkere Leuchtkraft als die herkömmlichen, doch das war auch alles - von dem Unheimlichen, das mir in der Nacht so zugesetzt hatte, war nichts mehr zu bemerken. Ich ließ den Strauß an seinem Platz stehn und ging zum Concierge, um mich bei ihm nach dem geheimnisvollen Überbringer solcher Aufmerksamkeit zu erkundigen. Er konnte mir auch keine weitere Auskunft geben, nur daß er von einem Jungen gestern gegen Abend für mich abgegeben worden sei, doch ohne Weisung, irgend etwas an mich zu bestellen. Der Concierge habe daher angenommen, ich werde schon Bescheid wissen und habe gleich danach den Strauß auf meinen Tisch gestellt, ohne sich den Jungen, der ihn überbrachte, näher angesehen oder nach dem Absender gefragt zu haben. Vorerst also blieb er für mich der große Unbekannte, doch ohne daß ich mir darüber weiteres Kopfzerbrechen machte.

Tagsüber hatte ich nur wenig Zeit, an den geheimnisvollen Orchideenstrauß zu denken, denn für den Vormittag hatte ich einem mir befreundeten Maler versprochen, ihm zu einem Bild, das später übrigens sehr viel genannt wurde, zu sitzen, was sich noch bis fast in den Nachmittag hineinzog, und daran anschließend war ich auf der Sorbonne, zwei Vorträge zu hören, die mir wichtig waren

und die ich trotz meiner Abspannung nicht versäumen wollte. Am Abend war ich wieder eingeladen, so daß es nach den Vorträgen nur grade reichte, um mich rasch zu Hause umzuziehen.

Es wurde dieses Mal noch später als am Tage zuvor, bis die Gesellschaft aufbrach. Man war sehr angeregt und wohl auch etwas angeheitert, denn man feierte den Abschied eines Freundes, der für längere Zeit ins Ausland reisen wollte und der bald darauf dort starb. Drum ist mir grade jener Abend ganz besonders deutlich im Gedächtnis. Ich weiß auch noch: ich war fast übertrieben ausgelassen, was wohl so etwas ähnliches wie eine Reaktion auf die Begebnisse der Nacht vorher war.

Der Maler und einer seiner Freunde begleiteten mich noch nach Hause, und wir verabredeten, daß ich am andern Tage nicht vor Mittag zu ihm käme, ihm zu sitzen, weil alle erst einmal ausschlafen wollten. So genau sind mir noch alle Einzelheiten jenes Zeitabschnittes gegenwärtig. - Auf dem Nachhausewege hatten wir ein langes und erregendes Gespräch über eine Begebenheit, die damals in Paris viel von sich reden machte und die sowohl die Kriminalpolizei als auch die psychiatrischen Autoritäten wochenlang beschäftigte. Eine junge Dame der Gesellschaft war im Gartenpavillon eines vornehmen, in einem Pariser Vorort gelegenen Landhauses tot aufgefunden worden, nachdem sie schon mehrere Tage lang bei der Polizei als vermißt gemeldet worden war. Das Landhaus, dessen Besitzer sich auf Reisen befanden, stand schon seit Monaten unbewohnt. So kam es, daß auch der Gartenpavillon schon lange Zeit hindurch nicht mehr betreten wurde. Zufällig wollte der Gärtner vorübergehend einige Gartengeräte darin abstellen und entdeckte so die allenthalben von der Polizei Gesuchte. Sie saß aufrecht auf einer Gartenbank und nur der Kopf war vorgeneigt, als schliefe sie. Beim näheren Hinzutreten bemerkte der Gärtner erst, daß er eine Tote vor sich hatte. Der sofort herbeigerufenen Untersuchungskommission war es nicht möglich, irgendwelche Todesursache an der so rätselhaft ums Leben Gekommenen festzustellen. Der Körper zeigte nirgends die geringste Spur einer erlittenen Gewalttat. Der Befund bei der Obduktion der Leiche war nicht minder negativ, denn er ergab, daß auch kein Selbstmord durch Vergiftung vorlag.

Man stand vor einem Rätsel. Herzschlag, so lautete die Diagnose, - bei einer Fünfundzwanzigjährigen, der an dem Herzen nie etwas gefehlt hatte? Als Folge eines plötzlichen, furchtbaren Schreckens? Das hätte sich auf dem Gesichtsausdruck der Toten abgespiegelt. Doch waren ihre Züge ganz gelöst und friedlich. - Was aber hatte die Behütete, die in Paris mit ihren Eltern wohnte, so allein hinausgeführt nach dem entlegenen Landhaus? Ein paar fast flüchtig hingeworfene Notizblätter, die sich in ihrem Schreibtisch fanden, gaben zwar einen gewissen Anhaltspunkt, doch konnte das, was sie enthielten, auch genau so gut ein Spiel der Phantasie sein. Auch brauchten diese Aufzeichnungen überhaupt nicht im Zusammenhang zu stehen mit dem mysteriösen Tod der Schreiberin. Doch immerhin lag die Vermutung nahe, daß hier ein geheimnisvoller Vorgang mit hineinspielt, ein Vorgang, der in unserer Zeit der Flughäfen, Automobile und des Radios an die Liebestränke und Beschwörungsformeln des finsternen Mittelalters erinnert.« - »Ach, nun gebrauchen Sie auch die Banalität vom finsternen Mittelalter. - Glauben Sie mir: das Mittelalter war gar nicht so finster, wie es sich in den Gehirnen der Schulmeister und Gelehrten ausmalt. Es hatte sein ganz eignes und unmittelbares Licht, das uns abhanden kam, schon lange, und das wir erst, wenn auch auf anderen Wegen, wieder suchen und uns zu eigen machen müssen, denn anders verwandeln wir mit unsrer ganzen vielgepriesenen Wissenschaft im Laufe der Jahrhunderte die Erde weit und breit in eine einzige Seelenwüste Gobi um. - Aber erzählen Sie jetzt weiter.« - »Die Schreiberin litt, wenn man es wissenschaftlich formulieren will, an einer sonderbaren Art Verfolgungswahn, denn wochenlang allabendlich vorm Einschlafen, sobald sie dunkel gemacht hatte, sah sie am Bettende den Umriss einer männlichen Gestalt stehn, einmal schärfer, einmal mehr verschwommen, mitunter derart deutlich, daß sich ihr die Züge einprägten - und sie glaubte, sie identifizieren zu können mit denen eines Ausländers, eines Ägypters, den sie kurz vor dem Auftreten dieser Erscheinung in einer Gesellschaft flüchtig kennengelernt hatte, doch dem sie dann nicht mehr begegnet war. Sie hatte jedesmal das nämliche Gefühl, als gehe eine Suggestion von der Gestalt aus, die gebiete, ihr zu folgen und diese Zwangsvorstellung steigerte sich Nacht für Nacht bis zur Erschöpfung ihrer inneren Abwehrkräfte,

die sie aufzubringen hatte, um sich der allabendlichen Suggestion zu widersetzen. Sie hatte auch versucht, ohne das Licht gelöscht zu haben, einzuschlafen, doch kaum, daß sie die Augen schloß, stand wieder die Gestalt am Fußende des Bettes, und der zermürbende Nervenverbrauch des sich zur Wehrsetzens begann von neuem. So scheint es schließlich doch dazu gekommen zu sein, daß sie der Suggestion erlag und eines Nachts dem eingebildeten Befehl Folge leistete. Hierüber geben die Notizen keinen Aufschluß mehr, und da sie ohne Datum sind, so läßt sich auch nicht bündig daraus folgern, daß der Inhalt jener Aufzeichnungen tatsächlich der Anlaß war für ihr Verschwinden. Sie können auch schon älteren Datums sein, und es kann sich dabei ebenso gut um den Versuch zu einem novellistischen Entwurfe handeln wie um das in sich selber Fertigwerdenwollen mit einem wirklichen und unentrinnbaren Erlebnis. Da die Vermißte beim Auffinden mindestens fünf bis sechs Tage tot war, muß der Tod schon in derselben Nacht, in der sie wegging, eingetreten sein: sie muß also gleich den Weg zum Gartenpavillon genommen haben. Man geht dahin zwei Stunden gut von ihrer Wohnung, und zwar durchs finsterste Paris - ein Weg, den sie bestimmt noch nie gegangen war. Und dann: was war es überhaupt, was sie zum Gartenpavillon eines ihr ganz fremden Landhauses geführt hatte, wenn nicht eben jene Suggestion des Unbekannten, der nach ihren Aufzeichnungen eine ganze Zeit hindurch als Vorstellungsbild sich bei ihr manifestierte? - Natürlich hat die Kriminalpolizei die Spur gleich aufgegriffen und Nachforschungen nach dem Ausländer angestellt, doch nur mit dem Ergebnis, daß der Fremde, der mehrere Monate hindurch eine Garçon-Wohnung in der rue de la Costa innegehabt hatte, diese schon einige Tage vor dieser Begebenheit aufgegeben habe und mit unbekanntem Ziele abgereist sei. Da weder Mord noch Selbstmord vorlag, bestand für die Kriminalpolizei kein Anlaß, seiner Spur noch weiter nachzugehen, und das Verfahren wurde eingestellt. Es stimmte übrigens, daß der Ausländer Ägypter war, der wie sehr viele andere für ein paar Monate Pariser Luft geatmet hatte. Der Schleier aber, der auf jenem ganzen Vorfall ausgebreitet lag, blieb ungelüftet. - Über diesem Gespräch hatten wir meine Haustüre erreicht, und der Maler meinte, als er sich von mir verabschiedete, noch scherzend: Lassen sie sich aber jetzt durch alles dieses nicht etwa noch selbst von Halluzinationen glutäugiger Ägypter oder indischer Maharadschas heimsuchen! - Und wenn, so stehe ich zu jeder Tag- und Nachtstunde als Exorzist und Teufelsaustreiber auf telefonischen Anruf zur Verfügung, beruhigte sein Freund mich lachend, während der verschlafene Concierge die Haustüre umständlich aufschloß und mich einließ. - Noch ganz unter dem Eindruck dieser Unterhaltung, die mehr als ich mir vielleicht selbst Rechenschaft gab, in mir nachwirkte, betrat ich mein im zweiten Stock gelegenes Apartement, und gleich beim Eintreten bemerkte ich, daß die von mir in der verflommenen Nacht ins Nebenkabine beiseitegestellten Orchideen wieder auf dem Tisch standen. Ich machte mir darüber aber keine weiteren Gedanken, denn ich nahm nicht anders an, als daß die Zugehfrau beim Ordnungmachen sie wieder hereingetragen habe. Um so größer war daher mein Schrecken, als ich um mich zu waschen, in den Nebenraum ging und dort meinen Orchideenstrauß von gestern abend unberührt auf dem Fach stehen sah, wo ich ihn hingestellt hatte. Es war also ein neuer Strauß, der für mich abgegeben worden war und der dem ändern zum Verwechseln gleich sah. Im ersten Augenblick war ich versucht, sofort zu dem Concierge zu gehn, um mich bei ihm nach den näheren Umständen bei der Abgabe des Straußes zu erkundigen, denn er hatte dieses Mal den Überbringer sicher nach dem Absender befragt und würde mir darüber die gewünschte Auskunft geben können. Aber mit Rücksicht auf die vorgerückte Stunde unterließ ich es dann doch, denn nicht mit Unrecht hätte mich der Mann für nicht normal gehalten, wenn ich ihn in einer scheinbar so belanglosen und ihn nichts angehenden Angelegenheit um halb drei Uhr nachts herausgeschellt hätte. Wohl oder übel mußte ich mich also bis zum nächsten Tag gedulden.

Da stand er also wieder, der geheimnisvolle Orchideenstrauß auf meinem Tisch und wieder ging von ihm dieselbe faszinierende und fremdartige Wirkung aus, wie ich sie vom Abend vorher schon kannte. Es waren keine Blumen, die wie andre sich und ihren Duft verschenken wollen, es waren fordernde, besitzergreifende, unkeusche Blumen. Zum ersten Male kam es mir hierbei ganz plötzlich zum Bewußtsein, daß Blumen keineswegs die züchtigen Wesen sind, für die sie gelten, denn sie entblößten sich schamlos vor der Sonne, während sie ihr Haupt, die Wurzel, abgewendet von dem Lichte in die Erde senken. Es war dieses nicht bloß eine vernunftgemäße Einsicht, die sich

mir bot beim Anblick des mich anatemnden Orchideenstraußes, es war fast etwas wie ein übersinnlich-sinnliches Erlebnis, das mich mit einmal überkam und sich mir bildhaft einprägte. Meine erste und spontane Eingebung war die, den zweiten Orchideenstrauß zum ersten in den Nebenraum zu tragen, doch dann gewann die Neugier gleich darauf die Oberhand, ob sich der gleiche Vorgang wie in der vorangegangenen Nacht auch in der heutigen wiederholen werde, und eine Art von wollüstigem Trotz hieß mich das feindselige Element begehrllich aufzusuchen. Ich ließ die Orchideen also auf dem Tische stehn und legte mich, indem ich ihre Gegenwart aus meiner Vorstellung ganz auszuschalten suchte, nieder. Um mich der eigenen oder einer fremden Suggestion durch eine andere Verzauberung abwehrend zu entziehen, nahm ich mir einen Band Verlaine'scher Gedichte vor, den ich wie keinen ändern liebe, und die verführerische Süße seiner Verse nahm mich auch diesmal wieder gefangen:

Tu n'es pas la plus amoureuse
De celles qui m'ont pris ma chair;
Tu n'es pas la plus savoureuse
De mes femmes de l'autre hiver ...

Doch nur für kurz hatten die Verse die Kraft, von der unheimlichen Ausstrahlung der Orchideen abzulenken, die sich zusehends steigerte, bis ich zuletzt das Buch beiseite legen und mich ganz zur Abwehr setzen mußte gegenüber diesem fremden Etwas, das bestrebt war, auf mich einzudringen. Es war das nämliche Gefühl des vampyrhaften Ausgesaugtwerdens wie am vorhergehenden Abend, nur noch eindringlicher. Ich knipste meine Nachttischlampe aus, um mich zu vergewissern, ob auch heute wieder der phosphoreszierende gespensterhafte Schimmer von den Orchideen ausgehn werde. Erst dauerte es ein bis zwei Minuten, bis sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte. Da war es wieder: ähnlich einer Aura, dieses unwirkliche Licht, das unverändert blieb, auch wenn man zwischendurch die Augen schloß und wieder öffnete. Ich war entschlossen, dieses Mal den Orchideenstrauß nicht wieder in den Nebenraum zu stellen, sondern ihn geflissentlich nicht zu beachten, wie er auch immer sich gebärde. Ich legte mich herum, der Wand zu, und versuchte einzuschlafen. Sobald ich aber anfang weg-zudämmern, fuhr ich empor von einer Stimme, die mich wie von fernher anrief und mir aufzustehn befahl und ihr zu folgen. Es bedurfte meiner ganzen Willenskraft, um mich dagegen aufzulehnen. Trotzdem blieb ich bei dem Entschluß, die Orchideen nicht vom Tisch zu entfernen, auch wenn der Kampf die ganze Nacht durch gehen sollte. Nur Licht brennen zu lassen, dieses Zugeständnis wollte ich mir machen. Ich knipste also wieder an. Dann machte ich von neuem den Versuch zu schlafen. Es gelang mir wenigstens insoweit, daß ich bald in einen Zustand zwischen Traum und Halbschlaf überging. Doch dieser Zustand war noch sehr viel quälender, denn immer, wenn ich grade im Begriff war, aus dem Halbschlaf in den Tiefschlaf abzugleiten, bildete sich wieder an dem Fußende des Bettes wie aus Nebel der schon gestern wahrgenommene Umriss einer männlichen Gestalt, so daß mir unwillkürlich das Gespräch vom Heimweg mit dem mythischen Ägypter in den Sinn kam. Und immer eindringlicher ging von dem beweglichen Phantom der wortlose Befehl aus, ihm zu folgen. Ich dachte an den Satz: Da rang ein Mann mit ihm die ganze Nacht. Und diese Vorstellung gab mir die Kraft, es jenem nachzutun. Zwar habe ich nicht auf die Uhr gesehen: zwei Stunden aber waren es gewiß, die so vergingen, bis es mir gelang, mit diesem wiederholten unheimlichen Überwältigungsversuch fertig zu werden. Als ich dann endlich einschlief, war mein Schlaf noch wüster und zermürender als in der Nacht vorher, so daß ich mich beim Aufwachen an allen Gliedern wie zerschlagen fühlte. Die ganze Nacht durch hatte ich auch noch im Schlaf mit diesem unbekannten Feind zu ringen: es war wie ein beständiger Alp, der mich bedrängte. Ich war am nächsten Morgen so erschöpft, daß ich am liebsten gar nicht aufgestanden wäre, nur mein dem Maler fest gegebenes Versprechen, ihm nach Tisch zum letztenmal zu sitzen und vor allem meine Spannung, vom Concierge Einzelheiten über den geheimnisvollen Orchideenspender zu erfahren, ließen mich die Lethargie, die auf mir lastete, allmählich überwinden. Ich kleidete mich an, ließ beide Orchideensträuße stehen, wo sie standen: den einen nebenan im Kabinett, den ändern auf dem Tisch im Zimmer und ging gleich hinunter zum

Concierge, mich nach dem Überbringer des unguten zweiten Orchideenstraußes zu erkundigen. Doch sah ich mich in meiner Hoffnung sehr enttäuscht, denn der Concierge war den ganzen Nachmittag bis abends abwesend gewesen und seine Frau, die er nicht unterrichtet hatte, wußte ebenso wie tags zuvor ihr Mann nur zu berichten, daß ein Junge, anscheinend derselbe, am Spätnachmittag die Blumen für mich abgegeben habe, ohne sonst etwas zu hinterlassen. Wer konnte auch vermuten, daß der anonyme Spender gleich am nächsten Abend wieder auf demselben Wege Orchideen senden werde? Ich war also so weit wie vorher. Ich schärfte dem Concierge ein, im Wiederholungsfalle sich den Jungen vorzunehmen und ihn ja nicht eher gehn zu lassen, ehe er ihm nicht das Geständnis abgepresst habe, wer sein geheimnisvoller Auftraggeber sei und wo er wohne. Dann ging ich frühstücken in ein benachbartes Cafe wie immer. Um all die widerwärtigen Nachteindrücke loszuwerden, griff ich zu einer Zeitung. Das erste, was mir darin in die Augen sprang, war eine Anzeige; sie lautete: >Magnetisch-magische Behandlung bei Besessensein, Verzauberung und Dämonismus. Magisch-technisches Büro Saturina. Rue ... < Der Name ist mir heute nicht mehr gegenwärtig. Es war in einem abgelegenen Stadtteil. Im ersten Augenblick war ich versucht, gleich hinzufahren, um mir dieses wunderliche Unternehmen anzusehn. Die Zeit bis zur verabredeten Sitzung hätte grade ausgereicht, zumal das Atelier des Malers ohnehin am Wege lag. Doch ein undefinierbares Gefühl, mich nicht allein in einer unbekannten Gegend von Paris auf ein so Ungewisses Abenteuer einzulassen, ließ mich dann doch von meinem Vorhaben, allein dahinzugehen, Abstand nehmen. Nach Schluß der Sitzung wollte ich jedoch den Maler überreden, mitzukommen. Es waren noch gut dreiviertel Stunden bis dahin und ich beschloß, solange herumzubummeln und mich in der silbrigen Pariser Luft des Vorfrühlings von dem erlebten Nachtspek zu erholen.

Ich schlenderte hinunter nach der Seine, wo ich den Geruch von Teer und all das krause Durcheinander auf dem Fluß und an dem Quai entlang so liebe. Besonders zogen mich die Buchverkäufer immer wieder an, die dort in langen Reihen ihre Stände haben. Ich konnte stundenlang da stehen und ein Buch nach dem ändern durch die Hände laufen lassen; denn wenn man die erforderliche Ausdauer besitzt, so findet man fast immer etwas, was sich lohnt, für wenige Franken mit nach Haus zu nehmen. Ich blieb auch jetzt wieder vor einem Stande hängen. Doch was mich diesmal festhielt, war ein etwa zwölfjähriger, dunkelhaariger, bildschöner Junge, der fast mit der Sachlichkeit eines Erwachsenen bei dem Verkäufer sich erkundigte, ob ihm einmal ein Buch, betitelt >Magische Laternes vorgekommen sei. Der Mann verneinte es und meinte dann zu mir gewendet: Als ob ich mir die Büchertitel alle merken sollte von dem Kram, der da herumliegt. Der Junge aber nach der abschlägigen Antwort blieb zwar vor dem Stand noch stehn wie unschlüssig, so schien es wenigstens, doch ich bemerkte, daß er mich dabei beobachtete. Natürlich tat ich so, als sähe ich es nicht und stöberte in dem umherliegenden Bücherwust gleichgültig weiter. Da kam mir plötzlich der abstruse und mich selbst grotesk anmutende Gedanke, ob der Junge nicht vielleicht der Überbringer der zwei Orchideensträuße sei, und diese Vorstellung verdichtete sich so in mir, daß sie mir nach und nach fast zur Gewißheit wurde, so unwahrscheinlich und wie aus der Luft gegriffen mir die Sache, nüchtern überlegt, auch vorkam. Ich fing schon an, die ersten Anzeichen eines beginnenden Verfolgungswahns bei mir festzustellen, und doch vermochte ich den mir von ungefähr gekommenen Verdacht, der Junge sei der Orchideen-Überbringer, nicht mehr loszuwerden. Der lehnte immer noch wie unbeteiligt seitwärts an dem Bücherstand und tat, als ob ihn alles um ihn her nichts angehe. Um ihn zu fangen, wandte ich mich ihm ganz plötzlich zu und sagte: Du hast mir eine große Freude gemacht mit deinen Orchideen. Ich danke dir. Doch wenn du heute abend wieder einen Strauß bringst, so mußt du nicht gleich wieder weggehn. Sage dem Concierge, er solle dich zu mir hinaufführen. Ich möchte dir gern eine Gegenfreude machen ... Der Junge sah mich wie abwesend an, und so als ob er überhaupt kein Wort verstanden habe, wiederholte er nur immer automatisch: Orchideen ... Orchideen ... Litt ich wirklich an Verfolgungswahn? Andererseits ließ der apathische, wie somnambule Zustand an dem Jungen mich vermuten, daß bei ihm etwas nicht stimme. Ich wußte nicht, was ich draus machen sollte. Jedenfalls war mein Versuch, durch eine Frage ihn zu überrumpeln, fehlgeschlagen. Ich trat also den Rückzug an und sagte, scheinbar gleichgültig und lachend: Drollig, wie man sich manchmal irren kann! Ich

hätte drauf gewettet, daß ich dir die Freude zu verdanken habe. Schade! - Nichts, keine Antwort. Orchideen ... Orchideen ... war das einzige, was er nur immer wieder vor sich hinmurmelte. War er geistesgestört? Es schien fast so. Dagegen sprach jedoch, daß er noch eben sich so klar und sachlich bei dem Buchverkäufer nach dem magischen Buch erkundigt hatte - oder lag vielleicht sein pathologischer Zustand gerade hierin, daß er diese irgendwo einmal gehörte Frage, immer wieder stellen mußte, weil sie in ihm Komplex geworden war infolge irgendwelcher untergründigen verworrenen Vorgänge? Es war nicht festzustellen, und da ich sah, daß jeder weitere Versuch, etwas aus ihm herauszubringen, aussichtslos sei, fuhr ich ihm mit der Hand durchs Haar und sagte: Viel Glück zum Finden der Laterna magica. Vielleicht wirst du einmal ein großer Zauberer. - Er blieb auch dieser Äußerung gegenüber teilnahmslos. Ich ließ ihn stehen, nickte im Vorbeigehen dem Buchverkäufer zu, der mir kopfschüttelnd nachsah, und begab mich auf den Weg zum Atelier des Malers.

Unterwegs ließ ich mir noch einmal den ganzen Vorfall mit dem Jungen durch den Kopf gehn, und je mehr ich mir die einzelnen Umstände nachträglich vergegenwärtige, desto absurder kam mir mein Verdacht vor, den ich dem gestörten Jungen gegenüber eben noch gehegt hatte. - Die bunten und belebten Straßen an der Frühlingssonne ließen mehr und mehr die Eindrücke der Nacht verblassen, und als ich nach gut einer halben Stunde das am Boulevard St. Michel gelegene Haus, in dem das Atelier des Malers sich befand, erreichte, war ich seelisch wieder nahezu im Gleichgewicht. Ich war entschlossen, weder meinen Freund, dem Maler, noch sonst jemand von meinem Nachterlebnis irgend etwas zu erzählen; sie hätten es ja doch nur auf ein übertriebenes Beeindrucktsein durch die vor kurzem vorgekommene Begebenheit zurückgeführt. Ich wollte nicht bei meinen Freunden als hysterisch gelten.

Die diesmalige Sitzung zog sich etwas länger hin, weil sie die letzte war. Der Maler wollte tags darauf in die Bretagne fahren, wo ein größerer Auftrag ihn erwartete. Er hatte daher noch eine ganze Reihe Vorbereitungen zu treffen für die Reise. Mein Vorschlag, mich im Anschluß an die Sitzung in das magisch-technische Büro Saturnia zu begleiten, kam ihm infolgedessen reichlich ungelegen. Aus Freude über das so wohl geglückte Bild von mir ließ er sich aber schließlich überreden. Er meinte zwar, es sei gewiß ein Humbug, doch könne man sich ja die Sache ansehen. Zur Zeitersparnis nahmen wir ein Auto. Das war auch gut so, denn es war sehr weit, und sicher hätten wir auch erst nach langem Suchen in der uns völlig unbekannten und recht wenig anheimelnden Gegend das im dritten Stockwerk eines hohen Rückgebäudes nach dem Hof zu gelegene Quartier gefunden. Am Vorderhaus befand sich eine Tafel mit der unverfänglichen Aufschrift >Saturnia< und einem gezackten Pfeil darunter wie bei den Hochspannungsleitungen als Weiser rückwärts. Der Hof war schmutzig. Kisten lagen darin aufgestapelt. Über dem Etablissement im Rückgebäude zu ebener Erde hing ein abgesplittertes Emaille-Schild: Frisiersalon. Im ersten Stockwerk wohnte eine Hebamme und gleich daneben eine Leichenfrau. Im zweiten Stock passierten wir die Glasverschlänge zweier Wohnungen, die keine Schilder trugen. Gekeif von Frauenstimmen ließ sich drinnen hören. Nun standen wir vor dem gesuchten magisch-technischen Büro Saturnia. Auf unser Läuten öffnete uns eine elegant gekleidete, sehr distinguierte junge Dame mit den besten Umgangsformen, die zurückhaltend und lebenswürdig sich nach unserem Anliegen erkundigte. Durch diesen unerwarteten Empfang verloren wir zuerst ganz das Konzept. Der Maler murmelte etwas von Auskunft geben lassen. Die junge Dame, die unsere Verlegenheit bemerkte, ging darüber taktvoll und gewandt hinweg und bat uns einzutreten. Der Raum, in den sie uns geleitete, war hell und groß und unterschied sich eigentlich durch nichts von irgendeinem anderen Büro; nur hing an augenfälliger Stelle eine große eingerahmte Tafel, darauf stand: Hier spricht man 14 Sprachen. Darunter waren sie dann einzeln aufgeführt: bulgarisch, ungarisch, rumänisch - was weiß ich noch alles! Die Reihe schloß, was mir geblieben ist, mit: jiddisch.

>Monsieur Morot wird gleich erscheine<, sagte die junge Dame. >Wen darf ich melden?< Wir nannten unsere Namen. Mit verbindlichem Lächeln verließ sie uns und glitt ins Nebenzimmer. Ein schwerer Vorhang auf der Innenseite der Verbindungstüre machte das Hineinsehen unmöglich. - >Das ist ja eine scheußliche Situation<, meinte der Maler. >Was sollen wir denn jetzt dem

Vierzehnsprachenkünstler sagen, weshalb wir hier sind? - Heißt er nicht Morot?< - Ja, ich glaube. Doch unser Anliegen? Ich hatte mir die Sache anders vorgestellt. Am besten, wir verschwinden lautlos.< - >Ausgeschlossen! Der Mann kann jeden Augenblick ins Zimmer treten. Es gibt nur einen Ausweg: Sie erzählen ihm, Sie litten unter ähnlichen Halluzinationen wie die vor nicht langem verschwundene Dame mit dem Tagebuch und dem Ägypter, über die wir gestern abend auf dem Heimweg sprachen. Sie können die Geschichte ja beliebig variieren.< - >Wie kommen Sie darauf?< - Ich war so konsterniert, daß ich befürchten mußte, meine Verwirrung müsse ihm auffallen. Zum Glück war er mit seinem Einfall aber so beschäftigt, daß er nicht weiter auf mich achtete. >Sie müssen sagen, daß Sie schon seit längerer Zeit von diesen Zwangsvorstellungen verfolgt werden, sobald Sie sich zur Ruhe legen,< fuhr er fort. >Ich bin gespannt, mit was für Gegenmaßnahmen Monsieur Morot dagegen angeht. < - Ich hatte mich grade gefasst und wollte ihm nachdrücklich sagen, daß er solchen Unsinn unterlassen solle, als die Türe aufging und Monsieur Morot durch sein Erscheinen mich daran hinderte.

Sein Äußeres war überwältigend: Er glich weit eher einem Boxer oder Ringer, als daß man hinter dieser mächtigen, breitschultrigen Gestalt mit dem Stiernacken und dem flachstirnigen, willensmäßigen Schädel den Vertreter einer spirituellen Weltanschauung vermutet hätte. Doch davon abgesehen: sein Aussehen hatte etwas ausgesprochen Imponierendes, und auf dem Hintergrund der harten, raubtierhaften Augen war ein Zug von Güte unverkennbar. Auch seine Kleidung war von einer ausgesuchten, doch nicht lauten Eleganz; sein Auftreten war weltmännisch und sicher. Nachdem er uns mit einer liebenswürdigen Handbewegung aufgefordert hatte Platz zu nehmen, bot er uns Zigaretten an und wartete, was wir zu sagen hätten. Verlegene Pause. Ich fühlte, wie Monsieur Morot, ohne mich anzusehen, seine Aufmerksamkeit auf mich konzentrierte. Dann wandte er sich scheinbar unbefangen und spontan mir zu und meinte: >Ihre Nerven waren in den letzten Tagen einer heftigen Belastungsprobe ausgesetzt - Ich fuhr zusammen. Wie kam der Mann darauf, der mich zum ersten Male sah jetzt eben? Oder waren für den sachkundigen, geschulten Blick des Psychologen die durchlebten Nachteindrücke immer noch bemerkbar?

Für den Maler war natürlich die Bemerkung Monsieur Morots der gegebene Anlaß, einzufallen; >Ich bewundere Ihren Scharfblicks sagte er. >Die Dame hatte wirklich in der letzten Zeit viel durchzumachen. Es ist ihr immer vor dem Einschlafen, als stehe eine unbekannte männliche Gestalt an ihrem Bettende, die ihr befehle, aufzustehn und ihr zu folgen. Die Abwehrkräfte, die sie dieser Suggestion entgegensetzen muß, verbrauchen auf die Dauer ihre Nerven. Es ist ein analoger Vorfall, scheint mir, dem, der unlängst in Paris ein solches Aufsehen machte. Sie, Monsieur Morot, werden sicher mit besonderem Interesse jenen Fall verfolgt haben. Die Dame wollte nun von Ihnen hören, wie sie sich diesen nächtlichen Beeinflussungsversuchen gegenüber zu verhalten habe.<

Am liebsten wäre ich dem Maler an den Hals gesprungen. Ich hätte ihn ja einfach Lügen strafen und Monsieur Morot erklären können, daß an allem dem kein wahres Wort sei und daß nur meine Neugierde uns hergeführt habe, doch wollte ich den Maler, der ja schließlich nur auf mein Zureden mitgekommen war, auch nicht bloßstellen; und dann war es vielleicht auch eine Art von abergläubischer Scheu, die mir verbot, etwas rundweg abzuleugnen, was doch tatsächlich bestand, wenn auch in etwas anderer Schattierung, als der Maler seiner frei erfundenen Schilderung gegeben hatte. Es gibt mitunter ja sehr seltsame Zusammenhänge. Und konnte es nicht etwas ähnliches wie Fügung sein, was heute vormittag die Anzeige mir in die Hände gespielt und mich bewogen hatte, Monsieur Morot aufzusuchen? Ich verhielt mich also passiv, schwieg und wartete, was uns Monsieur Morot erwidern werde.

Der hatte anscheinend uninteressiert den Maler angehört, doch blitzte er mit seinen Tigeraugen ab und zu nach mir herüber, was mir zeigte, daß die an den Tag gelegte Teilnahmslosigkeit bei ihm fingiert war. Es lag in dieser Art seines Verhaltens sicher eine Absicht, und zwar die, seine Besucher sich ihm gegenüber möglichst unbefangen aussprechen zu lassen, eine zwar nicht neue, aber immer wieder mit Erfolg gehandhabte Methode, zumal bei Menschen unkomplizierten Schlages, aus denen sich wohl vorwiegend die Kundschaft Monsieur Morots rekrutierte.

>Sie haben rechts begann er, >daß mich jener Vorfall, der sich vor nicht langer Zeit hier zutrug und der soviel Staub aufwirbelte, besonders interessiert hat. Nicht wegen seiner Unerklärbarkeit, denn solche Vorkommnisse sind natürlich auch noch heute und, wie Sie sehn, selbst in modernen Großstädten möglich. Was mich veranlaßte, der Sache mit okkulten Mitteln nachzugehen, war nicht das Verschwinden der durch Suggestion, Sie können es auch Fernhypnose nennen, willenlos gemachten Dame, sondern ihr dabei erfolgter Tod, was sicher keineswegs im Sinn und in der Absicht des Hypnotiseurs lag - ganz im Gegenteil: er wollte sie sich ja doch grade für bestimmte Zwecke willfähig und hörig machen, ob nun für eigene oder fremde, ist im Grunde nebensächlich. Ihr Tod kam ihm daher nicht nur sehr unerwartet, sondern auch enttäuschend, denn er vereitelte gewisse Pläne ganz bestimmter Kreise, deren Agent und Mittler eben jener mit nicht unbeträchtlichen okkulten Fähigkeiten ausgerüstete Ägypter war.< - >Na hören Sie<, brach hier der Maler los: >das mutet ja wie das Kapitel eines okkultistischen Schauerromans an mit allen Requisiten, die dazu gehören: Logenintrigen, Freimaurern, Jesuiten und Geheimbünden, die sich für ihre finsternen Machinationen unglaublicher Mittelsmänner und nicht auffindbarer Sendboten bedienen.< - >So ist es auch<, fuhr Monsieur Morot, durch die Äußerung des Malers keineswegs beleidigt, fort. >Im Leben selbst geschehen auch noch heute sehr viel unwahrscheinlichere Dinge als in noch so ausgeklügelten Romanen. Man würde vieles, was man einfach als gegebne Tatsache im Leben hinnimmt, als unmöglich und als unerhörte Zumutung des Autors an den Leser rundweg ablehnen, wenn man das gleiche in Romanform vorgesetzt bekäme.<

Mit steigendem Interesse war ich den Gedankengängen Monsieur Morots gefolgt, denn er warf Fragen auf, die mir bis dahin völlig neu waren, doch leuchtete mir ohne weiteres ein, daß er mit allem, was er sagte, recht hatte. Was mich jedoch im Augenblick viel mehr beschäftigte, war die Person des Sprechers selbst: Wer und was war der Mann, der hier in einem so verrufenen Pariser Vorstadtviertel ein Büro für magisch-technische Beratung unterhielt, der eine Mischung darzustellen schien von Boxer, Weltmann, Okkultist und wer weiß noch was allem und der einen Einblick hatte in Geschehnisse und Dinge, die selbst für das Auge der Kriminalpolizei im Dunkel lagen? - Monsieur Morot schien mir mit seinem feinen Spürsinn angemerkt zu haben, was während dieser kurzen Pause in mir vorging; er sah mich an und meinte lächelnd: >Später<. >Sie haben,< fing der Maler an, >vorhin eine Bemerkung fallen lassen, mit der der Laie nicht viel anzufangen weiß, Sie sagten nämlich: Mit okkulten Mitteln seien Sie dem mysteriösen Fall der Dame nachgegangen. Was bedeutet das: okkulte Mittel?< - >Ich dachte mir schon, daß Sie diese Frage stellen würden<, erwiderte Monsieur Morot, >sie läßt sich aber nicht so ohne weiteres beantworten, selbst wenn ich mich dazu verstehen wollte. Sie sind doch Maler?< - >Ja, wie kommen Sie darauf?< - >Sie haben ein Porträt der Dame hier gemalt, nicht wahr?< - >Ja, aber woher wissen Sie das alles, Monsieur Morot?< - >Sie fragten mich doch eben, was unter okkulten Mitteln zu verstehen sei. Ich wollte Ihnen Ihre Frage nur beantworten. - Nun aber wollen wir uns mit der Angelegenheit beschäftigen, die Sie zu mir geführt hat, wie Sie sagten.< - Der letzte Satz Monsieur Morots klang so bestimmt, daß alles weitere Fragen sich erübrigte. >Aus meinen Nachforschungen damals<, fuhr er fort, >ergab sich, daß die Ärzte mit der Diagnose Herzschlag sicher recht hatten. Was aber hatte ihn herbeigeführt? Das war der Punkt, der unbeantwortet geblieben war. Die Sensibilität der Dame war sehr groß und ihre Nerven waren einem Abwehrkampf von so andauernder Intensität zuletzt nicht mehr gewachsen. Im Augenblick, als sie den Widerstand als fruchtlos aufgegeben hatte und der Suggestion gefolgt war, sich also selber aus der Hand gab, brach sie körperlich zusammen. Die Folge war der Herzschlag. Die Anstrengung des weiten, in der Suggestion zurückgelegten Weges hat wahrscheinlich auch noch dazu beigetragen, ihre letzten Kräfte zu erschöpfen - ein, wie Sie sehn, in seinem Schlußeffekt durchaus natürlicher und keineswegs geheimnisvoller Vorgangs - >Und gibt es nicht Mittel und Wege<, fragte der Maler, solchen Einwirkungen gegenüber sich zu wappnen?< - >Gewiß, die gibt es<, gab Monsieur Morot zur Antwort, >nur weiß meist die Person, auf die es abgesehen ist, gar nicht, was man gegen sie im Schilde führt. Derjenige, dem daran liegt, sich ihr mit solchen Absichten zu nähern, braucht ihr nur irgendwann einmal etwas zu geben, das sie annimmt, schon eine angebotne Zigarette kann genügen, und der Kontakt ist hergestellt. Ist das einmal geschehn, so ist es meist zu spät, dagegen etwas Wirksames zu unternehmen. Lehnt aber die

zur seelischen Beeinflussung geeignet scheinende Person den Gegenstand, den der Betreffende ihr anbot, ab, so muß der Abgewiesene eine andere Gelegenheit abwarten, um dann den nämlichen Versuch zu wiederholen. Doch da man hinter einer angebotnen Zigarette oder einer überreichten Nelke, heutzutage wenigstens, dergleichen nicht vermutet, so wird der lebenswürdige Spender ohne Zweifel stets sein Ziel erreichen. Ich neige zu der Annahme, daß jene Dame im Verlaufe der Soiree, auf der sie den Ägypter kennenlernte, irgend etwas derartiges von ihm annahm. < - > Besteht dann aber, wenn der Gegenstand erst einmal angenommen wurde, überhaupt nicht mehr die Möglichkeit, sich der versuchten Suggestion nachträglich zu entziehen oder sich von ihren Nachwirkungen frei zu machen? < Ich konnte mich der Frage nicht enthalten. > Mitunter, wenn die Suggestion noch nicht in ein zu fortgeschrittenes Stadium getreten ist; doch niemals dadurch, daß man sich ihr widersetzt und seine Kraft dabei vollends verausgabt; denn der, von dem die Fernhypnose ausgeht, ist der ungleich Stärkere. Sich widersetzen, hieße sich daran totrennen, wie das unlängst erst erlebte Beispiel ja bewiesen hat. Man muß den Feind gewissermaßen in dem eignen Lager schlagen oder es doch wenigstens versuchen < - > Im eignen Lager - wie verstehen Sie das? < - > Der Suggestion stattgeben, aber nur so weit, daß man noch die Kontrolle über sie behält. Ich weiß, es ist etwas wie ein Vabanquespiel und hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn der Prozeß noch nicht zu weit gediehen ist. Und außerdem verlangt er ein gerüttelt Maß von Selbstzucht. Sie haben mich verstanden? - : Dem Befehl zu folgen, nachgeben und sich ziehen lassen nach dem Ort, wohin der Unbekannte, der die Suggestion erteilt, es haben will, um ihm dort zu begegnen, doch ohne sich dabei auch nur einen Moment aus der Hand zu verlieren. Es entsteht so eine Art von Halbhypnose, etwas wie Bewußtseinstellung, wobei die eigene Willensfähigkeit zwar stark herabgemindert, aber doch noch nicht soweit gelähmt ist, um nicht eine selbständige Handlung ausführen zu können. Und hier nun gilt es, möglichst bald nach der Begegnung mit dem Einflußausübenden den Zeitpunkt wahrzunehmen, um den Bann zu brechen und sich von dem fremden Überwältigungsversuche freizumachen. Das Was und Wie hängt ganz von der jeweiligen Situation ab; dafür läßt sich natürlich keine allgemeingültige Vorschrift geben. So ist mir vor geraumer Zeit ein Fall bekannt geworden, bei dem sich eine diese Richtlinien befolgende Person der Einwirkung des ihr an einer abgelegenen Straßenkreuzung nachts entgegentretenden Hypnotiseurs dadurch zu entziehen wußte, daß sie ihm ein magisches Sigill entgegenhielt, das jede weitere psychische Besitzergreifung seinerseits vereitelte, so daß sie sich von jenem Augenblick an wieder völlig in die Hand bekam. Ich gebe zu, es war dieses insofern eine einmalige schicksalhafte Fügung, als die sich so zurückgegebene Person durch - nennen wir es einmal Zufall - jenes magische Sigill nicht lange vor dem Eintreten der Suggestion von einem Freunde, einem Arzt, geschenkt bekam, der es auf einer Indienreise von einem Maharadscha für geleistete ärztliche Hilfe mit besonderem Hinweis auf die magischen Kräfte des Sigills verehrt bekommen hatte. Der Arzt, der von dergleichen Dingen nicht viel hielt, wollte der Dame, deren Vorliebe er kannte, eine Freude damit machen und hatte, ohne es zu wissen, ihr damit den größten Dienst getan. Das war natürlich ein ganz außergewöhnlicher Fall, aber man sieht daran, wie seltsam Schicksalsfäden manchmal ineinandergreifen <

Mir war mit diesen Darlegungen Monsieur Morots, so anregend sie waren, nur sehr bedingt gedient, doch wollte ich ihm nicht mit weiteren Fragen kommen, um mich nicht bei dem Maler zu verraten. Und außerdem sah ich auch diesem an, daß er unruhig wurde und aufbrechen wollte wegen seiner Reisevorbereitungen, die ihm viel näher lagen als die ausgefallenen Geschichten Monsieur Morots, da ihm die ganze, wie er glaubte, nur fingierte Sache im Grunde völlig unwichtig erscheinen mochte. Ich nickte ihm also zustimmend zu und sagte zu Monsieur Morot: >Mein Freund verreist morgen für mehrere Wochen und hat dafür noch vieles zu erledigen. Es ist daher jetzt Zeit für uns, uns zu verabschieden. Ich bin Ihnen für Ihre Hinweise sehr dankbar, Monsieur Morot, und werde mich danach zu richten suchen. Nur daß mir leider kein geheimnisvolles magisches Sigill zur Hand ist. - Sie wollten mir, wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, auch noch ein wenig meine Neugierde befriedigen, nicht wahr? Das müssen wir nun leider auf ein anderes Mal verschieben. < - Wir waren aufgestanden. Der Maler fragte verlegen nach dem Honorar, das wir Monsieur Morot für die Sprechstunde schuldeten. Er wehrte ab: >Ich danke Ihnen,

aber mein Büro ist kein geschäftlich-wirtschaftliches Unternehmen, auch wenn es äußerlich den Anschein hat. Man lebt nicht von den Sorgen anderer. Ich freue mich, wenn Ihnen wenigstens durch meinen Rat etwas gedient ist<, meinte er, zu mir gewendet. Dann langte er von einem Bücherfach aus einer Reihe gleichgebundener Bücher einen Band und überreichte ihn mir: >Um Ihre Neugier zu befriedigen. Wir werden uns ja doch kaum wiedersehen, wenn ihr Freund schon morgen früh auf längere Zeit verreist, denn um allein hierherzukommen, ist die Gegend hier für Sie doch etwas ausgefallen. Sie werden ohnehin ja nicht mehr lange in Paris sein.< Er hatte das mit einer Selbstverständlichkeit gesagt, die mich erschreckte. Ich dachte damals nicht entfernt daran, Paris vor Abschluß meiner Studien zu verlassen. Ich war versucht zu fragen, was er damit meine, unterließ es aber, um nicht im Verlauf der weiteren Unterhaltung in Details zu kommen, was dem Maler wieder seinerseits zu ändern Fragen Anlaß geben konnte, denn daß die hingeworfene Bemerkung Monsieur Morots auf mein Erlebnis anspiele, stand außer Zweifel. Ich tat daher, als hätte ich die Äußerung ganz überhört und schlug die Vorderseite des mir überreichten Buches auf; es trug den Titel: Schicksal eines Matrosen. Was sollte ich damit? Ich sah Monsieur Morot befremdet an. >Ja, ja, so ist es<, lachte er, >das bin ich selber oder richtiger: das war ich. Das Leben bringt mitunter seltsame Metamorphosen. Im übrigen bin ich kein Schriftsteller; das Buch ist ein Privatdruck, doch hat es wenigstens den Vorzug, daß es wirkliche und nicht erfundene Begebenheiten schildert. Ich schrieb es anfangs nur für mich als Tagebuch und ließ es erst viel später drucken, um die Neugier meiner näheren und fernen Freunde zu befriedigen - und<, schloß er: >vielleicht kann es dem einen oder ändern auch noch etwas mehr sein.< - Ich dankte ihm noch einmal. Wir standen bei der Türe. Er reichte mir die Hand: >Sich selbst behaupten! < Das waren seine Abschiedsworte. Ich sah ihn nicht mehr.

Auf der Straße drunten mußten wir uns erst orientieren, um auf den nächsten größeren Boulevard zu finden. Ich war durch alles, was ich bei Monsieur Morot gehört hatte, zu stark beeindruckt und mit mir beschäftigt, um darüber mit dem Maler in ein richtiges Gespräch zu kommen, wiewohl er auf dem Wege immer wieder davon anfang: >Ein toller Bursche, dieser Monsieur Morot<, meinte er, >hellsehend ist er sicher, wie könnte er sonst wissen, daß ich Ihr Porträt gemalt habe? Er scheint etwas wie ein Cagliostro und muß ein abenteuerliches und bewegtes Leben auf den breiten Schultern haben. Ich möchte nicht mit ihm in Kollision geraten, dann ist er sicher wie ein Tiger. Sie müssen mir nach meiner Rückkehr gleich sein Buch zu lesen geben. Wenn ich zurück bin, wollen wir ihn wieder aufsuchen. Ich muß dahinter kommen, was es für eine Bewandnis hat mit seinem magisch-technischen Büro, worin er unentgeltlich Auskünfte erteilt. Es ist das zweifellos nur eine vorgeschobene Fassade und dahinter steckt etwas ganz anderes ... Und wovon existiert er überhaupt, er und die elegante junge Dame, sicher seine Freundin. Er macht den Eindruck ausgesprochenen Wohlstandes. Warum hat er dann aber sein Büro in einem der verkommensten und finstersten Stadtviertel von Paris? Ein Rätsel löst das andre ab ...< Es war schon mehr ein Selbstgespräch, das er so führte, während wir uns nach und nach einer gesitteteren Gegend näherten. - Der Maler hatte noch verschiedene Besorgungen für die bevorstehende Abreise zu machen. Er fragte mich, ob ich ihn begleiten wollte. Ich schützte Müdigkeit vor. Es war inzwischen achtzehn Uhr geworden. Wir setzten uns noch kurz in ein Café. Der Maler sprach von seinen neuen Arbeitsplänen und war nun wieder ganz in seinem Element. Dann trennten wir uns. Ich nahm den Weg in Richtung meiner Wohnung. Vor hatte ich zwar nichts, doch wollte ich allein sein. Ich hatte gut noch eine halbe Stunde bis nach Hause. Dort angekommen, ging ich gleich zu dem Concierge, um nachzufragen, ob ein Orchideenstrauß auch heute wieder für mich abgegeben worden sei. Nein, doch er könne ja noch kommen. Er wollte mich trösten: noch sei es nicht halb acht. Ich schärfte ihm nochmals eindringlich ein, den Jungen oder wer der Überbringer immer sei, ins schärfste Kreuzverhör zu nehmen. Er versprach es mir. Beruhigt, dieses Mal näher am Ziel zu sein, ging ich nach oben. Dort standen noch die beiden Orchideensträube so, wie ich sie vormittags verlassen hatte: der eine auf dem Tisch, der andre auf dem Fach im Nebenraum. Bei ihrem Anblick fiel mir unwillkürlich ein, was kurz zuvor Monsieur Morot gesagt hatte: Nur die Person gebe sich restlos in die Hand des Magiers, die irgend etwas von ihm annehme, sei das Geschenk auch noch so unbedeutend. Aber hatte ich denn überhaupt die Orchideen angenommen? - Nein. Man hatte sie mir

ins Zimmer gestellt ohne mein Wissen in meiner Abwesenheit. Und ich, ich hatte sie drin stehen lassen, das war alles. Um sie zurückzusenden, mußte ich erst wissen, wer der Spender war; das würde ich aller Voraussicht nach ja bald erfahren, wenn über kurz der dritte Orchideenstrauß vom Überbringer beim Concierge abgegeben werden sollte. Und daß dieses geschehen werde, war so gut wie sicher. Dann würde ich sie gleich zurückschicken. Ich fühlte mich sehr glücklich und erleichtert. Das hatte ich einzig Monsieur Morot zu danken. - Ich setzte mich mit seinem Buch ans Fenster und begann darin zu lesen. Schon gleich die ersten Seiten fesselten mich so, daß ich gar nicht mehr an die Orchideen dachte. Das Buch war außerordentlich geschrieben und las sich wie ein abenteuerlicher und atemraubender Roman, der nicht nur ein paar uninteressante Städte Deutschlands oder Frankreichs, sondern Meer und Tropeninseln, Urwälder und die Geheimnisse und Abgründe der großen Hafenstädte Asiens und Amerikas zum Schauplatz hatte.

Zur Offizierslaufbahn bestimmt, war Morot mit sechzehn Jahren aus der Offiziersschule entflohen und begann auf einem Handelsdampfer als Matrosenjunge. Im Laufe der Jahre hatte er die ganze Welt befahren, um schließlich, des Umhergeworfenwerdens überdrüssig, sich in Bombay einen anderen Beruf zu suchen. Von Bombay führte ihn sein Weg dann nach Benares. Hier nahm sein Schicksal eine völlig neue, unvorhergesehene Wendung. Dort in Benares war ihm ein Fakir begegnet, der mit dem sicheren Blick des inneren Schauens seine ins Okkulte gehende Veranlagung erkannte. Er nahm den damals etwa Achtundzwanzigjährigen in die Schule, ein ganz seltner, wenn nicht einmaliger Fall, daß einem Europäer solche Auszeichnung zuteil wurde. Sechs Jahre war er Schüler des Fakirs. Danach durchquerte er ganz Indien und es gelang ihm, tief ins Hochland Tibets vorzudringen. Als Ausweis diente ihm sein beim Fakir erworbenes okkultes Wissen. Nach zweijährigem Aufenthalt in Tibet, den er zum Teil in Lamaklöstern zugebracht hatte und wo er ihre dunklen Riten und Beschwörungsformeln kennenlernte, kehrte der als Schiffsjunge vor zwei Jahrzehnten Ausgefahrene wieder nach Europa zurück. Hier schließt das Buch mit dem einfachen Satz: Seitdem lebt der Verfasser in Paris. - Natürlich ist das so Erzählte nur der kurze inhaltliche Umriss von Begebenheiten und Erlebnissen, die sich auf einem unwahrscheinlich farbigen und wechsellvollen Hintergrund abspielen. Und grade die Details in ihrer glitzernden, erregenden und überwältigenden Mannigfaltigkeit und Fremdheit gaben dem Buch das Spannende und das zugleich Einmalige, daß man nicht anders konnte, als es in einem Zuge durchzulesen. - Am Schluß in einem längeren Anhang gibt dann der Verfasser systematisch Anweisungen für okkulte Übungen, vor allem für gewisse Atemübungen, die dazu dienen sollen, den gesamten inneren Organismus nach und nach methodisch durchzuschulen und okkulte Kräfte zu entwickeln. Ich war beim Lesen grade bis hierhin gekommen, als es klopfte. Ich rief: herein. Da kam er, wie erwartet, der mir zugedachte dritte Orchideenstrauß. Der Concierge brachte ihn, sichtlich verlegen. Es war genau derselbe Strauß wie die zwei ändern. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Wie es gewesen sei, was habe er gesagt, der Junge? - Nichts. Scheinbar sei er irr oder idiotisch. Unmöglich auch nur einen Satz aus ihm herauszubringen. Versucht habe er alles. Nur immer: >Fräulein Landek ... Orchideen, Orchideen< ... habe er gestammelt, unentwegt, als habe er es eingedrillt bekommen. Nicht einmal ein Zweifrankenstück habe etwas ausgerichtet. - Wie alt der Junge denn gewesen sei und wie er ausgesehen habe? - Zwölf-, dreizehnjährig etwa, dunkel wie ein Italiener oder Spanier. Der Concierge habe ihn dann, weil es völlig zwecklos schien, noch weiter auf ihn einzudringen, wieder hingeschickt, von wo er herkam. - Der Concierge empfahl sich.

Ich war deprimiert und ratlos. Nur eines stand so gut wie außer Zweifel: der Junge war doch der vom Vormittag am Quai beim Buchverkäufer. Ich hatte also recht vermutet. Nur war mir nicht gedient mit dieser Einsicht, im Gegenteil: sie machte nur die ganze Sache noch verwirrender.

Wie aber mich der Orchideen entledigen? Die Hoffnung, sie zurücksenden zu können an den Spender, war vereitelt. Geschehen mußte aber etwas. Ich beschloß daher, sie zu vernichten, denn sie bloß wegzuwerfen, schien mir nicht genügend. Ich nahm also die Sträube in der Reihenfolge wie ich sie erhalten hatte und begann sie, eine Blume nach der ändern, zu zerschneiden. Ich tat das mit einem Gefühl sadistischen Behagens und während ich es tat, verspürte ich, wie körperhaft zunehmend, daß die Blumen jeden Schnitt empfanden. Es war, als schnitte ich in etwas Lebendiges.

Um mich zu vergewissern, ob es nicht Selbsttäuschung sei, nahm ich dieselbe Prozedur an einer ändern Blume vor aus einem Strauß, den ich vom Freund des Malers tags zuvor verehrt bekommen hatte. Hier blieb die Wirkung aus. Kein Zweifel also, die Orchideen lebten. Ich fuhr mit dem Zerschneiden fort, bis ich die letzte unschädlich gemacht hatte. Dann setzte ich mich ganz erlöst wieder ans Fenster, um das Buch Monsieur Morots fertig zu lesen. Was mich an den darin enthaltenen Vorschriften besonders anzog, war das Nüchterne und Sachliche des Tons, in welchem sie gehalten waren, ganz ohne den verdrießlichen okkulten Hokuspokus, durch den dergleichen Bücher sonst so oft den Anstrich des Traktathaften bekommen. Ich habe damals eine jener Atemübungen längere Zeit hindurch gemacht, und zwar mit dem Erfolg, daß sich mein ganzer Organismus kräftigte. Ich gab die Übung leider später wieder auf, weil mich die Unruhe meines Berufes streckenweise immer wieder zwang, sie zu vernachlässigen. Heute bereue ich es eigentlich. Übrigens habe ich mir über die Übung seinerzeit genaue Aufzeichnungen gemacht; ich besitze sie noch. Wenn es Sie interessiert, will ich sie Ihnen senden.«

»Wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht; ich würde sie gerne kennen lernen.«

»Im Anschluß an die Übung kommt Monsieur Morot dann noch auf die Auswirkungen zu sprechen, die sie auf die seelische Entwicklung ausübt dadurch, daß mit jedem Atemzug nicht nur die aus den Elementen Sauerstoff und Stickstoff bestehende Luft dem Organismus einverleibt wird, sondern auch zugleich mit ihr der in der Luft enthaltne kosmische Energiestoff Prana, der für die abendländische Wissenschaft nichtexistent ist.« - »Und doch ist Prana das alles belebende und allerhaltende Prinzip des Weltalls. Viel Zeit wird noch darüber hingehn, bis das Abendland für diese geistige Erkenntnis reif ist. Und dieses Prana, das die Seele ist von Kraft und Energie in allen ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen, wirkt besonders stark im Sauerstoff. Bei der gewöhnlichen Atmung ziehen wir nicht mehr als das normale Quantum Prana ein, doch bei der Tiefatmung, wie sie die Yogis lehren, kann man sich aus der Luft bedeutend größere Vorräte von Prana aneignen, die sich dann in den Nerven- und Gehirnzentren für den Gebrauchsfall anhäufen. Wir können Prana in uns anhäufen wie ein Akkumulator die Elektrizität. Durch dieses Ansammeln von Prana wird nicht nur der physische Leib gekräftigt, auch das Gehirn erhält einen verstärkten Zustrom von Energie und es entwickeln sich so neue Fähigkeiten und psychische Kräfte. Darin beruht das zeitlose Geheimnis bei der Atemkunst der Yogi.« -

»Das alles leuchtet mir schon ein, nur eins verstehe ich dann nicht, daß in der ganzen abendländischen Esoterik der Begriff von Prana nirgends vorkommt. Wenn auch der Schulungsweg über die Atemtechnik dem westlichen Menschen nicht gemäß ist, das Wissen um das kosmische Vorhandensein von Prana müßte aber doch auch in der abendländischen Mystik irgendwo zu finden sein.« -

»Und ist es auch, und zwar grade auf demjenigen Territorium, dem Sie Feind sind, nämlich bei den Alchimisten. Das, was die Alchimisten als Merkur ansprachen, jenes der an sich toten Materie bis in die kleinste Zelle innewohnende, sie erst belebende, Wachstum und Keimkraft wirkende Weltenergie-Prinzip ist identisch mit dem indischen Prana. Die Alchimisten wußten sehr genau um den Merkur und sie verstanden auch durch das, was sie ihren Magnet nannten, ihn anzuziehen und zu binden. Der Stein der Weisen ist im Grunde auch nichts anderes als konzentriertester Mercurius, und darum leuchtet er, phosphoresziert: wie eine glimmende Kohle, so beschreiben ihn die Alchimisten. Hier sind wir nun wieder auf Umwegen bei Ihren Orchideen: Daß sie im Dunkeln einen Schein verbreiteten, wie Sie erzählten, läßt vermuten, daß irgendein in diese Richtung gehender Prozeß mit ihnen vorgenommen wurde, ehe man sie Ihnen sandte. Auch daß Sie eine Art von Prickeln wahrzunehmen glaubten, als Sie mit der Hand darüberfuhren, macht diese Annahme noch wahrscheinlicher. - Ich bin gespannt, wie sich Ihr Abenteuer weiter anließ. Was geschah dann im Verlauf des Abends?« - »Es war dämmerig geworden, ehe ich den zweiten Teil des Buches Monsieur Morots ausgelesen hatte. Der theoretische Abschnitt las sich langsamer als der erzählende. Ich hatte keine Einladung oder Verabredung an diesem Abend. Die Abspannung, die ich den ganzen Vormittag über und bis in den Nachmittag hinein empfunden hatte, hatte sich fast ganz verloren. Dafür verspürte ich jetzt Hunger. Ich hatte seit dem Frühstück nichts zu mir

genommen außer dem Kaffee am Spätnachmittag mit dem Maler. Ich ging ins Nebenkabinett und richtete mir Abendessen, denn noch einmal ins Restaurant zu gehn, war ich nicht aufgelegt. Ich zog es vor, für mich zu sein, um über alles, was Monsieur Morot gesagt hatte, vorm Schlafengehn noch einmal nachzudenken.

Nachdem ich mir das Essen zugerichtet und gegessen hatte, trat ich ans offene Fenster und sah hinaus auf die erleuchteten, belebten Straßen mit den Lichtreklamen und dem ganzen wogenden, unheimlichen Treiben der Millionenstadt. Wie liebte ich dieses verwirrende, schicksalbeladene Ein- und Ausatmen des in die Dunkelheit hineingelagerten geheimnisvollen Molochs. Ich mußte an den Film >Lichter der Großstadt< denken, den ich bei meinem letzten Aufenthalt in Deutschland dort gesehen hatte, in welchem grade dieses Atmosphärische so glücklich eingefangen war. - Das Stehn am Fenster und Hinaussehn auf das nächtliche Paris an jenem Abend ist mir mit allen Einzelheiten noch so deutlich im Gedächtnis, als seien erst elf Wochen, nicht elf Jahre seitdem hingegangen. Nachträglich wußte ich, warum das war: Es war das wie ein Abschiednehmen von Paris, das untergründig in mir vorging, ausgelöst durch die Bemerkung Monsieur Morots: >Sie werden ohnehin ja nicht mehr lange in Paris sein.<

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich so an dem Fenster stand und in das Lichtermeer hinaussah. Ich glaube, es war lange. Dann machte ich mir Tee und blätterte noch einmal in dem Buche Monsieur Morots. Ich stieß hierbei auf eine Stelle, über welche ich beim ersten Lesen anscheinend hinweggelesen hatte. Es war nur ein gedrängter Satz; er lautete: Zum Schutz vor magischer Besitzergreifung umgebe man sich stets mit einem Kreis harmonisch schwingender Gedanken. - Das klingt zuerst sehr einfach, doch macht man sich daran, es auszuführen, so erkennt man, daß man sich erst einmal klar darüber werden muß, was unter dem Begriff harmonisch schwingender Gedanken< zu verstehen ist; denn daß es sich dabei nicht um die Vorstellung >harmonisch< im landläufigen trivialen Sinne handeln könne, unterlag für mich schon damals keinem Zweifel. Vielleicht, so sagte ich mir, liegt die Lösung darin, daß man ganz in sich hineingehn und den Brennpunkt in sich finden muß, an den nichts, was von außen kommt, herankann, um die Seele zu gefährden, jene innere Festung, wo sie sich vor jedem äußeren Feind geschützt weiß. In seltenen Augenblicken hat wohl jeder diesen Zustand schon an sich erfahren, nur kommt es darauf an, ihn jederzeit bewußt durch einen freien Willensakt hervorrufen zu können. Von diesem Mittelpunkt aus ließe sich, so sagte ich mir weiter, der harmonisch strahlenförmige Kreis zur Abwehr fremder Einbrüche und Einwirkungsversuche in die innere Seelensphäre ziehen.

Wie eine Eingebung war diese Einsicht über mich gekommen, und ich beschloß, mich danach zu verhalten oder wenigstens doch den Versuch dazu zu machen.

Zu Bett gehn würde ich an diesem Abend überhaupt nicht, sondern wollte angekleidet auf der Chaiselongue mich schlafen legen, um, wenn nötig, gleich bereit zu sein zu folgen, falls die Aufforderung hierzu wie in den beiden letzten Nächten auch in dieser Nacht sich wiederholen sollte. Nachdem ich Monsieur Morots Buch gelesen hatte, war mein Zutrauen zu ihm noch größer.

Es ging inzwischen schon auf zehn Uhr und die Abspannung infolge der zwei unruhig verbrachten Nächte machte sich allmählich geltend. Ich holte mir daher mein Kopfkissen und meine Reisdecke und begann auf der Chaiselongue mich häuslich einzurichten. Ob eine leicht einschläfernde Lektüre nicht der Verlaines vorzuziehen wäre? Mir fiel die Stelle ein in Grabbes Lustspiel >Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung<, wo der Teufel allerdings Klopstocks Messias als unfehlbares Schlafmittel anpreist; dann aber nahm ich mir doch lieber Grabbes Lustspiel selbst vor. Ich las den marionettenhaft grotesken ersten Akt mit dem ganz gleichen Hingerissensein wie damals, als ich dieses Stück zum erstenmal für mich entdeckte. Dann legte ich das Buch beiseite auf den Tisch, wo nachts zuvor die Orchideen gestanden hatten. Noch heute bin ich mir darüber nicht im klaren, ob es nur Selbstsuggestion war oder ob für das gesicherte Gefühl, das mich beherrschte, der reale Grund darin zu suchen war, daß ich die Orchideen beseitigt hatte. Ich fühlte mich vollkommen ruhig gegenüber allem dem, was sich ereignen werde. Soviel stand fest: wenn das Phantom mich wieder aufforderte zu folgen, so würde ich mich nicht dagegen sperren, sondern dem Befehl sogar mit einer Art von Schadenfreude Folge leisten.

Ich legte mich zurück und machte den Versuch, den Zustand des in mich Hineingehens herzustellen. Es gelang mir. Wie soll man diesen Zustand schildern? - : Man fällt in seine eigne Tiefe wie in einen Brunnenschacht, und rundherum der Brunnenrand, das ist der Ring, der Schutz gibt gegen alles, was von außen kommt und das man überhaupt nicht als real empfindet. Etwas von diesem Zustand haben Sie ja selber in den Strophen eingefangen:

O Tod, du Gaukler unsrer Flucht
Im nächtlichen Gerank,
Wenn einer seine Seele sucht,
Die in den Brunnen sank.

Nun versuchte ich, den so geschaffnen Zustand in den Schlaf mit hinüberzunehmen, um so gegen jeden etwaigen Überwältigungsversuch von innen her geschützt zu sein. Ich fühlte ganz entfernt, wie ich allmählich abglitt und hinüberdämmerte. Es waren aber keine Orchideen mehr vorhanden, um vom Tisch aus ihren fieberhaften Schein im Umkreis auszusenden und mit ihrem Atem durch die dünnen Seelenwände einzudringen. Diese Waffe also war dem Feinde aus der Hand geschlagen. Ich wußte nicht, wie lange ich geschlafen hatte - lange kann es kaum gewesen sein -, da spürte ich, doch diesmal wie durch eine Wand hindurch, wieder die Ausstrahlung des Eindringlings. In meinen Schlaf hinein empfand ich, wie sich etwas um mich her verdichtete. Doch gleichzeitig empfand ich auch die Anstrengung, die es den Angreifer im Gegensatz zu den zwei letzten Nächten diesmal kostete, sich durchzusetzen. Ich selbst befand mich in einem ganz eigenartigen und unwirklichen Zustand zwischen Schlaf und Wachen, der im Grunde beides war und doch auch wieder keines war von beidem. Man weiß dabei zwar, daß man schläft, und doch erlebt man alles, was sich zuträgt, ganz bewußt, man ist dabei gewissermaßen sogar Zeuge seines eigenen Schlafes.« -

»Das macht eben der Brunnenschacht, in den man sich hinabließ, aus dem hervor man alles um sich her gespiegelt wahrnimmt.« -

»Und darum weiß man sich auch innerlich gesichert allem gegenüber, was als Umwelt auftritt und zu einem hin will. So nahm ich auch aus dieser meiner inneren Festung heraus das langsame und allmähliche Verdichten des Phantoms wahr, bis es sich zuletzt wieder zu der Gestalt wie an den beiden Abenden vorher entwickelt hatte. Nun würde bald auch der Befehl, zu folgen, wieder von ihm ausgehn - er sollte mich auf alles vorbereitet finden ... Er kam. Es war ein suggestiver Wille, der, wie ausgehend von einem Brennglas, zielbewußt auf mich gerichtet war und immer intensiver wurde. Doch er vermochte nicht den Ring, der um mich her war, zu durchstoßen. So konnte ich, ohne Gefahr zu laufen, ihm anheimzufallen oder einen Abwehrkampf dagegen aufnehmen zu müssen, dem Vorgang wie ein Unbeteiligter beiwohnen. Als ich jedoch bemerkte, daß der fordernde Befehl allmählich anfieng, den um mich gezogenen Ring fast wie mit einer Säure anzufressen, erachtete ich den Zeitpunkt für gekommen, ihm zu folgen, wie Monsieur Morot es mir geraten hatte.

So gab ich dem Befehle nach und ließ mich ziehen. Ich kann es nicht anders bezeichnen. Es war, als zöge mich ein unsichtbares feinstoffliches Band, das unterhalb der Magengrube, etwa wo das Zwerchfell liegt, befestigt schien. Ich brauchte weiter nichts zu tun, als nur mich diesem inneren Gefühle des Gezogenwerdens hinzugeben. Dabei war mein Bewußtsein aber keineswegs herabgesetzt, ich sah und wußte ganz genau, was um mich vorging; und auch der Weg, den ich in dieser Lage einschlug, war mir gegenwärtig. Ich ging wie selbstverständlich durch die nächtlichen belebten Straßen, überquerte Fahrdämme und bemerkte, wie ein Schutzmann einen Schwerbetrunkenen, der nicht mehr stehen konnte, wegführte. Nur sah ich alles durch einen Schleier.

Ich bin zwar Laie in psychiatrischen und allen solchen Dingen, doch stelle ich mir den schizophrenen Zustand ähnlich vor, nur unterliegt der Schizophrene eben einer Zwangsvorstellung und ist unfrei, während ich vom ersten Augenblick an meine Handlungsfreiheit beibehielt. Daß mir das möglich war, verdankte ich nur Monsieur Morot.

Es war ein weiter Weg, den ich zu machen hatte, und er führte immer mehr in eine abgelegene, mir unbekannte Gegend. Man kommt in einer Großstadt wie Paris im allgemeinen ja nur immer in dieselben Viertel; ich glaube, auch die wenigsten Pariser kennen ihr Paris bis in die letzten Winkel, mit Ausnahme der Künstler. - Um mich zurückzufinden, merkte ich mir im Vorbeigehn möglichst viele Straßennamen, doch bald sah ich, daß die Orientierung so doch aussichtslos sei und gab daher diese Bemühung wieder auf. - Es ging auf 24 Uhr. Es mochte kurz nach 23 Uhr gewesen sein, als ich das Haus verlassen hatte, ich war also fast eine Stunde unterwegs, doch fühlte ich mich nicht ermüdet.

Das Stadtviertel, das ich nunmehr passierte, machte einen eigenartigen Eindruck. Inmitten der gewohnten Häuser-Blocks der Vorstadtgegend lagen Landhäuser im besten Lou-is-Seize-Stil, sogar mitunter zwischen alten Parkbäumen. Ob sie verwahrlost oder noch gehalten waren, konnte man der Dunkelheit wegen nicht recht erkennen. Damals, als diese Landhäuser aus dem ancien regime entstanden, lagen sie noch außerhalb der Stadt und isoliert da wie die Aristokratie, die sie gebaut hat, und die dieses Vorrechts schon seit langem mehr und mehr verlustig ging. Die krasse, augenfällige Diskrepanz dieser Chalets zu ihrer sie erstickenden Umgebung wirkte fast gespenstisch.

Ich ging noch immer, von dem feinstofflichen Band gezogen, wie nachtwandlerisch und doch im Vollbesitz meines Bewußtseins. Von allen den an mir Vorübergehenden ahnte wohl keiner, unter welch seltsamen Umständen ich so an ihnen vorbeiging. Ein Schutzmann patrouillierte ahnungslos an mir vorüber. Ich war versucht, ihn anzusprechen und ihn zu bitten, mich auf meinem weiteren Wege zu begleiten. Doch ich befürchtete, er werde mich für eine Irre halten und statt mitzugehn mich auf die Wache bringen. Und untergründig spielte wohl auch mit, daß es mich reizte, das Abenteuer nun auch bis zu Ende zu bestehen.

Ich war vielleicht noch ein paar hundert Schritte so gegangen vorbei an Häuserblocks und Lagerschuppen, als ich durch vorgelegerte uralte Parkbäume hindurch rechts seitlich vor mir wieder ein Chalet bemerkte, das jedoch im Gegensatz zu den vorherigen erleuchtet war, während die anderen mit geschlossenen Läden ganz im Dunkel lagen. Ich näherte mich dem inmitten einer niederen Gartenmauer von zwei verwitterten Sandsteinpfeilern eingerahmten schmiedeeisernen Tor; es war nur angelehnt. Ich fühlte, daß es mich hineinzog, so sehr ich mich dagegen sträubte, um nicht einer Selbsttäuschung zu unterliegen, denn die Vermutung, daß die festliche Beleuchtung mitten in dem nächtlich finstern Vorstadtviertel mir galt, lag im Hinblick auf die ungewöhnliche Situation im Grunde nahe. Ich gab mir richtig einen Ruck, um an dem Tor vorbeizukommen, doch es ging nicht: der Befehl war stärker.

Ich schob das Tor auf und ging zögernd auf dem kiesbestreuten Einfahrtsweg dem Haus zu. Es war ein flaches, langgestrecktes Haus, das nur aus einem hochgezogenen Parterrestock und einem Mansardenstock bestand. Durch die geschlossenen Läden hindurch konnte man sehen, daß das ganze Erdgeschoß erleuchtet war. Ich war bis vor die Haustüre gekommen; auch sie war nur leicht angelehnt, so daß ein Lichtstreifen durch den Spalt fiel. Ich stand eine Minute oder zwei unschlüssig: die ausgeübte Suggestion war nicht so zwingend und gebieterisch, daß ich es nicht vermocht hätte, mit meinem ganzen Willensaufwand mich dagegen aufzulehnen. Da war es mir, als hörte ich ganz deutlich meinen Namen rufen. Der Ruf kam aber nicht von außen, sondern aus mir selbst von innen. Warum, nachdem ich ihm nun schon bis hier gefolgt war, sollte ich dicht vor dem Ziel umkehren? Gewonnen wäre dadurch nichts, die nächtlichen Beeinflussungsversuche würden ja doch nur um so heftiger von vorne wieder anfangen.

Ich glaube, wenn ich achtzig Jahre alt würde, so sähe ich mich immer noch so vor der Haustüre mit auf der Türklinke gelegter Hand nachdenklich stehen und dann gleich darauf die Türe ruckhaft aufreißen. Wie leicht konnte jemand, um über mich herzufallen, hinter der halb angelehnten Türe lauern. Doch mein Verdacht war unbegründet. Ich stand in einer hellerleuchteten, im besten Louis-Seize-Stil eingerichteten, kreisrunden Halle. Gegenüber von der Eingangstüre führte eine Glastüre hinaus, anscheinend über eine Glasveranda in den rückwärtigen Park. Von den drei ebenmäßigen hohen Flügeltüren rechts und links der Halle stand die eine offen. Ich sah in ein saalartiges,

gedämpft erhelltes Zimmer, dessen Einrichtung zwar einen strengen, sicheren, doch ungewöhnlich fremdartigen, ich möchte sagen byzantinischen Geschmack verriet. Niemand, so schien es mir, war darin anwesend. Ich fühlte, wie es mich hineinzog. Kaum stand ich in dem Zimmer, so gewährte ich seitlich auf dem Kamin den gleichen Orchideenstrauß, wie ihn der Spender durch den rätselhaften Jungen mir an den drei letzten Nachmittagen hatte überbringen lassen. Und wieder glaubte ich die unheimlich vampyrisierende Ausstrahlung der Blumen zu verspüren. Ich sah mich um im Zimmer. Im selben Augenblick erhob sich in der dämmrigen Nische die Gestalt, die ich aus der vorvorigen und vorigen Nacht schon kannte. Die Züge des auf mich Zutretenden konnte ich jedoch erst jetzt erkennen. Es war ein hochgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren, dunkelhaarig und mit scharfem, willensmäßigem Gesichtsausdruck, wenn auch von einer völlig anderen Artung wie bei Monsieur Morot. Sein Äußeres war überaus gewinnend und anziehend. Die leichte Abspannung, die sich an ihm bemerkbar machte und die wohl von der Anstrengung der so lange ausgeübten Suggestion herrührte, machte ihn vielleicht noch anziehender. Er meinte, indem er mich zum Sitzen einlud: >Sie haben es mir schwer gemacht, Sie herzurufen. Nun aber sind Sie doch gekommen. Ich wußte, daß sie kommen würden.< - >Ich kam aus freien Stücken, keineswegs durch Sie genötigt.< - >Natürlich. Jeder handelt frei im Rahmen seiner Möglichkeiten. Und die Ihre war es eben, daß Sie kamen. Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie es taten. < - Ich glaubte einen leichten Unterton von Ironie herauszuhören, doch vielleicht war es auch Täuschung. - >Und Ihr Anliegen? Es muß ein sehr bedeutendes und ausgefallenes sein, daß Sie sich soviel Mühe gaben, mich auf so befremdliche und wenig herkömmliche Art und Weise einzuladen< - >Ist es etwas so Ungewöhnliches, daß man aus Aufmerksamkeit einer Dame Blumen schickt, auch wenn man sie noch nicht kennt, und mit dem Wunsche spielt, sie kennenzulernen?< - >Mit dem Wunsche spielen nennen Sie das. Sie spielen wirklich sonderbare Spiele. Doch jedenfalls, bevor ich Ihnen weiterhin auf irgend etwas antworte, erwarte ich von Ihnen Aufklärung, was es mit den mir übersandten Orchideen für eine Bewandnis hat. Die Blumen leben.< - >Nicht mehr als alle Blumen, nur verstehen es die wenigsten, ihr Leben zu beschwören.< - >Gott seis gedankt, daß sie es nicht tun; das wäre unabsehbar in den Folgen. Doch meine Frage ist nur halb beantwortet: was ist geschehen mit den Orchideen, daß sie so vergiftend ausstrahlen?< - >Wenn Sie so hartnäckig dabei verharren, kommen Sie.< - Er war kurz aufgestanden und ging auf die Flügeltür des Nebenraumes zu, die er mir öffnete. Ich stand in einem weitläufigen, eingerichteten Laboratorium, das einen fremdartigen, mittelalterlichen Eindruck machte. Er führte mich an einen langgezogenen niederen Tisch, auf dem zwei zugeschmolzene Bergkristallkolben getrennt in zwei Sandbädern standen. Ein Gasbrenner stand unter jedem, die jedoch nicht brannten. - >Was ist das wohl für graues Zeug da auf dem Boden in dem Kolben?< fragte er mich prüfend. - >Ich weiß es nicht. Es sieht so aus wie feine Asche<, gab ich ihm zur Antwort. - >Sehr gut, das ist es.< - >Und? Was hat das mit den Orchideen zu tun? Mir scheint, Sie wollen mich zum besten halten.< - >Sie meinen? Gut. Wir wollen einmal unter dem vorderen Sandbade die Gasflamme anzünden und den Kolben dann beobachten. Es wird aber ein paar Minuten dauern, bis das Sandbad sich erwärmt hat. So! Sie sehn, es ist nichts in dem Kolben als nur Asche. Wir wollen uns solange im Laboratorium umsehn, bis das Sandbad warm ist< ... Er zeigte mir verschiedene wunderliche Apparate und Vorrichtungen, die aber wegen meiner Sachunkenntnis keine Vorstellung bei mir erweckten. Eine Retorte aber ganz in Rotglut, unter der drei mächtige Brenner brannten, sprang mir vor allem in die Augen. In der Retorte selbst sah man nur eine blätterige rotglühende Masse, in die mit der Retorte durch ein langes Rohr verbundenen Vorlage tropften in Pausen dicke rote Tropfen. >Was ist das, was so behutsam und so blutrot tropft?< fragte ich den Magier. >Das Blut des roten Löwen s war die ungenügende Belehrung. Ich mußte an die Fauststrophen denken:

Da wird ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.

>Nun wird das Sandbad hinlänglich erwärmt sein.< Man merkte es ihm an, daß er nicht weiter ausgefragt zu werden wünschte. Wir traten wieder an den Tisch mit den zwei Sandbädern. Das eine, unter dem die vorhin angezündete Gasflamme niedrig brannte, war leicht warm geworden. >Sie werden jetzt gleich etwas Unerwartetes zu sehen bekommen<, sagte der Magier und prüfte mit der Hand die Wärme der Glaskugel. >Sehn Sie jetzt nur aufmerksam ins Innere der Kugel. < - Ich befolgte seine Weisung. Es dauerte nur ein paar Augenblicke, da begann allmählich in der Kugel etwas Nebelhaftes sich zu bilden und zur Gestalt von Orchideen zusammenzugerinnen. Zusehends wurde das Gebilde deutlicher, bis schließlich unverkennbar eine Orchideenpflanze in der Kugel scheinbar aus dem Nichts entstanden war. Dieser ganze Vorgang hatte etwas ungemein Erregendes, Unheimliches: Wo noch vor wenigen Minuten nichts zu sehen war, bildete sich im luftabgeschlossenen Räume in so kurzer Zeit ein Pflanzenwesen! Das unheimlichste aber war dabei, daß das Entstandene nichts wirklich Körperliches an sich hatte, sondern nur der Lichtleib einer Orchidee zu sein schien, ein feinstoffliches und übersinnliches ätherisches Gebilde, eine Art Geistpflanze, ist vielleicht die richtigste Bezeichnung.

Nachdem der Magier mich erst eine Zeitlang meiner staunenden Verwirrung überlassen hatte und sich sichtlich daran weidete, bemerkte er, die Flamme kleinstellend: >So sieht es aus, nicht anders, Goethes Urbild. Zwar konnte er es nicht hervorrufen in der Retorte, doch er nahm es wahr mit geistigem Auge. Denken Sie an das Gespräch mit Schiller auf dem Heimwege von der Naturforscherversammlung, ich glaube 1802 in Jena, wo er Schiller gegenüber dem Gedanken von dem Urbilde der Pflanze Ausdruck gab und Schiller ihm entgegenhielt: Das ist nicht ein Gedanke, das ist eine Idee. Goethe erwiderte darauf: Dann bin ich froh, daß ich meine Ideen leibhaft vor mir sehe. - Wer mit hellichtigem Anschauungsvermögen eine Pflanze ansieht, wird ihr Urbild, ihren Lichtleib um sie her als feine Ätherhülle wahrnehmen, und diese Ätherpflanze ist der wahre Lebensträger. Die Alchimie kennt außerdem noch das Geheimnis, das Phantom der Pflanze nicht allein hervorzurufen, sondern auch sich ihrer Lebenskräfte zu bedienen. — Nun wissen Sie, warum die Orchideen, die ich Ihnen sandte, lebten. Die Wissenschaft von heute allerdings weiß nichts von diesen Dingen. < - Ich wollte grade antworten, als es im Zimmer nebenan klingelte, ein reichlich später Nachanruf. >Entschuldigen Sie mich für ein paar Augenblicke, doch ich warte schon seit Stunden auf ein Ferngespräch. Er schien verstimmt, daß der erwartete Fernanrufgrade jetzt kam. Es klingelte schon wieder stärker. >Ich werde gleich zurück sein.< Mit diesen Worten ging er auf die gegenüberliegende Verbindungstüre zu. Als er sie öffnete, sah ich in ein mit Mahagonimöbeln im Empirestil eingerichtetes Arbeitszimmer und weiter durch die Flucht der offenstehenden Türen in zwei ebenfalls erleuchtete entferntere Räume. Da bemerkte ich -und es benahm mir fast den Atem - ganz am Ende des hintersten Zimmers meinen dunkelhaarigen Jungen von dem Bücherstand am Quai. Es war nur ein Moment, bis der Magier die Türe wieder hinter sich zumachte, aber er genügte für die Wahrnehmung, die jede Täuschung ausschloß. Meine Vermutung war also richtig gewesen: Der Junge und kein anderer war der Überbringer der verhängnisvollen Orchideen, und nach allem, was ich in der kurzen Zeit erlebt hatte, stand für mich fest, daß seine scheinbare Geistesgestörtheit zweifellos nichts anderes war als eine merkwürdige Art von Trancezustand. -

Ich stand so sehr im Banne dieses Eindrucks, daß ich mich erst fassen mußte, ehe ich mit mir zu Rat gehn konnte, wie ich mich des weiteren verhalten sollte, denn der Herr des Hauses mußte gleich zurück sein.

Das zwiespältig benehmende Gefühl der Suggestion beherrschte mich noch immer, und ich glaubte zu bemerken, daß es vor dem magischen Phantom der Orchideen zugenommen hatte. Doch war ich nach wie vor im Besitz der vollen Handlungsfreiheit und ich war entschlossen, sie mir zu bewahren. Soviel war sicher, daß der Magier noch irgend etwas anderes mit den Orchideen vorgenommen haben mußte, was mit der auf mich ausgeübten Suggestion in irgendeinem unerklärlichen Zusammenhang stand. Ich fühlte auch, daß ich nicht eher davon loskäme, bevor nicht die Retorte mit dem magischen Phantom beseitigt wäre. Es galt also sofort zu handeln, ehe der Adept sein Ferngespräch beendet hatte. Mit raschem Zugriff faßte ich die Glaskugel und hob sie aus dem Sandbad. Der tief in den Sand gesteckte Thermometer zeigte Körperwärme. Durch die

Bewegung des Herausnehmens begann das Ätherbild der Orchideenpflanze in der Kugel hin und her zu schwanken, so, als werde es von einem Lufthauch angeweht. Ich schauderte vor diesem schemenhaft Gespenstigen, das ich so in der Hand hielt. Da, jedenfalls durch den Entzug der Wärme, fing das luftige Phantom an abzublassen und zu schwinden und nach wenigen Sekunden sah die Glaskugel nicht anders aus wie jede andere, nur auf dem Boden lag noch wie zuvor die unverfänglich graue Pflanzenasche. In diesem Augenblick vernahm ich Schritte nebenan im Arbeitszimmer und gleich darauf betrat der Herr des Hauses wieder das Laboratorium. Ich fuhr zusammen und ich weiß es heute wirklich nicht mehr so genau, wieviel dabei Fehlleistung war und wieviel Absicht: jedenfalls, ich ließ die Kugel fallen; sie zerschmettete auf den Steinfliesen und ich zertrat die Asche. Kaum war dies geschehen, so empfand ich blitzartig, wie die Benommenheit, die während dieser ganzen Zeit auf mir gelastet hatte, von mir abfiel und mein voriger Bewußtseinszustand wieder eintrat. Die Suggestion, der ich zeitüber ausgesetzt war, war gewichen.

Mit staunenswerter Selbstbeherrschung war der Magier zu mir an den Laboratoriumstisch getreten, wo die Scherben der zerbrochenen Kugel lagen und bemerkte, während er den Brenner abstellte: >Schade. Sie haben einen großen Schatz vernichtet. Ich hätte Ihnen die Kristallkugel verehrt, wenn Sie bestanden hätten.< - >Bestanden hätte? Wenn ich was bestanden hätte?< - >Die Aufgabe, die Ihnen zugedacht war.< - >Ich habe weder Lust noch Anlaß, Aufgaben zu bestehn, die ich nicht kenne. Sie wollten mich wohl auch zu einem solchen willenlosen Werkzeug machen wie den Jungen, den Sie in dem Hintergrund des Hauses hier gefangen halten. Sie haben sich in mir verrechnete - >Verrechnet nicht, verzählt vielleicht. Das kann passieren.< - >Auch dem Magier?< - >Anscheinend< - >Und nun gestatten Sie mir, daß ich gehe. Ich hatte mir das Abenteuer interessanter vorgestellt, das Sie mit soviel Aufwand inszenierten. Sie haben mich auf so absonderliche Art und Weise herziert, daß ich ein wenig mehr erwartet habe als ...< - >Als das Phantom der Orchideen zu sehen und den roten Löwen< meinte er ironisch. >Zwar würde Rutherford das nächste beste Flugzeug nehmen und herfahren, nur um einmal das zu sehn, was Sie vernichtet haben, aber Sie sind ja auch nur eine junge Dame.< - >Mit einer Aufgabe, nicht wahr?< - >Die nun nicht mehr zur Diskussion steht. < Ich müßte keine Frau sein, wenn mich nicht die ablehnende Haltung des Magiers jetzt gereizt hätte. Er ließ sich aber nur so weit herbei, mir zu verstehn zu geben, daß es sich für ihn um eine seltene, organisch alchimistische, polargesetzliche, längst vorgehabte Arbeit handele, die nicht durchführbar sei ohne weiblichen polaren Partner. Auf meine Frage, wieso von allen Frauen in Paris denn seine Wahl gerade auf mich gefallen sei, erfuhr ich: Erst vor kurzem sei er auf dem Quai beim Buchverkäufer hinter mir gestanden; da sei er zufällig durch meine Ausstrahlung auf meine metaphysische Veranlagung und Eignung aufmerksam geworden. Der Zufall kam ihm dann insofern noch zu Hilfe, als ich dem Buchverkäufer grade damals Namen und Adresse angab, wohin er die für mich zurückgelegten Bücher senden sollte. Diese von mir gar nicht beachtete Begegnung war für den Magier aber anscheinend ausschlaggebend, um mich für seinen Zweck ins Auge zu fassen. Hier lag der Ausgangspunkt für alles was sich dann ereignete. Mir aber über die beabsichtigte Arbeit irgend etwas Näheres zu sagen, dazu war er nicht zu bewegen. Nie war mir noch bei einem Manne solche Unnahbarkeit und ein so selbstsicherer überlegener Stolz begegnet. So wurde er für mich mit jeder Äußerung anziehender. Dabei fiel mir stets wieder der im somnambulen Zustand handelnde schwarzhaarige Junge ein, in welchem seltsamen Verhältnis er wohl zu dem undurchdringlichen und rätselhaften Manne stehe. Je mehr ich mit ihm ins Gespräch kam, desto unglaubhafter schien es mir, in ihm den Urheber des geistig-seelischen Zerstörungsvorganges bei dem pathologischen Jungen zu vermuten. Um mich von dieser Ungewißheit zu befreien, fragte ich ihn geradewegs, was es für eine seltsame Bewandnis mit dem Jungen habe, und sicherlich verstand er den Beweggrund meiner Frage, denn er stand nicht an, mir rückhaltlos darauf zu antworten. Und so erfuhr ich, der Junge sei ihm eines Nachts in Nizza durch sein seltsames Benehmen auf der Straße aufgefallen, und da er auf Befragen weder wußte, wie er heiße, noch wo er hingehöre, habe er ihn mitgenommen. Alle polizeilichen Nachforschungen über seine Herkunft seien ergebnislos verlaufen; aus dem Jungen selbst etwas herauszubringen, war unmöglich. So habe er ihn ganz bei sich behalten, was der Junge ihm vom ersten Tage an mit einer tierischen Anhänglichkeit gedankt habe. Sein Zustand

sei der eines reinen Dämmerzustandes und habe sich auch während all der Monate, die er ihn bei sich habe, nicht geändert. Es sei fast eine Art vegetativen Lebens, das er führe, wobei er aber jeden ihm in Suggestion erteilten Auftrag automatisch und genau bis in die kleinsten Einzelheiten ausführe. - »Und ein ähnliches Experiment haben Sie nun auch mit mir anstellen wollen?« fragte ich ihn. Er zuckte ablehnend die Schultern. »Sie sagten ja, ich hätte mich verrechnet. In Zukunft wird mir das nicht mehr passieren.«

Er führte mich aus dem Laboratorium ins Nebenzimmer, in dem er mich zuerst erwartet hatte. Das erste was ich beim Betreten wahrnahm, war der welk gewordne Orchideenstrauß auf dem Kaminsims. Die Blumen, die bei meinem Kommen vor kaum einer Stunde noch lebendig atmeten, hingen erloschen auf dem Rand der Vase. Ich fühlte irgendwie mich schuldig und schwor mir, in meinem Leben solche Dinge nie an mich heranzulassen. - Nun wissen Sie den Grund, weshalb ich nichts von Alchimie und alchimistischen Prozessen hören will, mag es den Stein der Weisen geben oder nicht - ich will von Alchimie nichts wissen und ... auch nichts von Alchimisten«, fügte sie hinzu, fast feindselig. -

»Wenn das ein Ausfall ist auf mich - es scheint fast - so vergessen Sie diesmal den Dichter. Ich finde übrigens, daß sich der Magier äußerst ritterlich benommen hat auf Ihre Handlung hin. Auch muß er einen hohen Grad von Meisterschaft besessen haben, denn zum Entstehnlassen des Pflanzenätherbildes aus der Asche gehört schon eine außerordentliche alchimistische Erkenntnis und Erfahrung. Der polar-gesetzliche Prozeß, für den er Sie als Partnerin bestimmt hatte, ist mir zwar unbekannt, ich kann mir aber vorstellen, um was es sich hier handelt. Jedenfalls ist es keine ganz eindeutige Sache. Er interessiert mich aber, dieser eigenartige Prozeß Ihres Adepten. Ich werde mich einmal damit beschäftigen. Wenn ich es habe, werde ich Sie auch zitieren.« - »Danke! Sie werden wenig Glück haben damit, befürchte ich.« -

»Vorläufig ist Ihr Abenteuer in dem Haus des Magiers ja auch noch gar nicht beendet« ... »Bald aber, denn ich bat ihn gleich nach dem Gespräch über die verwelkten Orchideen, mir ein Auto herkommen zu lassen. Ich sah mich noch einmal im Zimmer um, während er anrief. Da bemerkte ich ein in einer Nische eingelassnes, altes, fremdartiges Bild, das ich bei meinem Kommen nicht beachtet hatte. Es stellte einen im Rechteck geführten und nach vorne offenen Weinlaubengang dar. In seiner Mitte sah man einen Brunnen und darüber stiegen noch drei weitere um eine Säule hergeführte Brunnenschalen auf, die sich nach oben wie ein Brunnenbaum verzüngten. Im untersten und größten der vier Brunnen aber saß eine bekrönte, christusähnliche Gestalt mit zwei Pokalen; die reichte sie zwei rechts und links von ihr am Brunnenrande knienden Gestalten. Die rechte stellte einen König dar mit einer Zackenkrone, während die linke eine Königin versinnbildlichte. Auf ihrer Stirne trug sie eine Mondsichel. Hoch über allem aber wölbte sich ein Lichtgewölk und Tauben auf Lichtstrahlen fuhren auf und nieder, den Tau des Himmels in die Brunnenschalen führend, und bildeten in ihrem Flug ein Dreieck, dessen obere Spitze hoch im Himmel weit hinein in eine Lichtgloriole reichte. Unter der Erde aber sah man in ein Bergwerk, und eine Gruppe von Gestalten, vier männliche und eine weibliche standen im Halbkreis und begrüßten mit erhobnen Armen das Herniedersickern des Weltwassers aus dem Brunnen über ihnen. Der Brunnen aber mit der männlichen Gestalt in seiner Mitte trug die Inschrift: Der Statthalter Gottes und das Wasser des Lebens. Es war ein rätselhaftes und geheimnisvolles Bild, das mich durch seinen Vorwurf wie durch seine Farbengegensätze ungewöhnlich anzog.

Ich stand noch vor dem Bilde als der Magier wieder eintrat und mir sagte, daß das Auto in ein paar Minuten da sein werde. Er schien absichtlich mein Vertieftsein in das Bild nicht zu beachten. Und das war gut so einerseits, denn alles, was ich in den letzten Tagen und jetzt eben in dem Haus des Magiers so gedrängt erlebt hatte, befiel mich plötzlich derart heftig, daß es einen Augenblick lang ein Gefühl von Schwindel in mir auslöste. Der Magier, der seitwärts hinter mir stand, mußte es bemerkt haben, vielleicht an irgend einer unsicheren Bewegung, die ich machte: Er nahm mich an den Arm und führte mich zur nahen Ottomane. Es waren überzeugende und sehr verstehende Hände, die mir das Kissen unterschoben und mich zudeckten. Dann fuhr er mir beruhigend und leicht über die Stirne, und ich fühlte, wie die vorige Benommenheit, die mich befallen hatte, von

mir abglitt. Ich schloß die Augen und ein paar Atemzüge lang war mir, als hörte ich vom nahen Bilde in der Nische her den Brunnen des Lebens wie aus einer anderen Welt in meine Stille rauschen. Es war ein wunderbar entrückter Zustand, in dem ich mich befand, und ich hätte wohl gewünscht, ihn länger festhalten zu können. Da führte mich das Hupen des soeben anfahrenden Autos brüsk und nüchtern in die Wirklichkeit zurück. - >Wie fühlen Sie sich jetzt ?< Es lag fast etwas wie ein Ton von Wärme in der Stimme des mir zugekehrten, eben noch gehaßten Mannes, als er mich so fragte, so daß ich unwillkürlich aufsaß. Der harte Ausdruck seiner Augen war gewichen und ein Zug von Trauer hatte sie verschleiert. Ich war berührt davon, und ich verstand nicht mehr, warum ich ihn vor wenigen Minuten noch als Feind empfunden hatte. >Wie fühlen Sie sich?< wiederholte er die Frage. >Ich glaube: gut. Ist nicht das Auto vorgefahren?< - >Soeben.< - >Dann werde ich aufbrechen.< - >Ist Ihnen wirklich so, daß Sie schon fahren können?< - >Wirklich.< - Er geleitete mich an das Auto ...

Nun wissen Sie um mein Erlebnis. Es war das unwahrscheinlichste, das mir je begegnet ist. Nur darum ist es mir in allen Einzelheiten noch so gegenwärtig.«

»Nur schade, daß Sie abgebrochen haben, wo das Abenteuer anfängt, das Unheimliche zu verlieren. Sie sind ja gar nicht mit dem Auto abgefahren. Ich wüßte keine Frau, die abgefahren wäre; dazu war Ihr Magier viel zu außerordentlich. Sie hätten ja auch sonst nicht den geringsten Grund gehabt, Paris sehr bald darauf ganz zu verlassen.

»Sie sind zwar etwas indiskret mit Ihren Annahmen, doch ich verstehe, daß Sie als Dichter von dem Ausgang eines Abenteuers ohne Pointe unbefriedigt sind. Ich wollte Ihnen ja auch keine Novelle, sondern meine Begegnung mit der Alchimie erzählen, um Ihnen gegenüber zu begründen, weshalb ich mir geschworen habe, alles von mir fern zu halten, was mit Alchimie zu tun hat. Es ist mir ein zu Ungewisses und verschrieenes Gebiet, in das ich damals in Paris hineinsah.« -

»Sie haben recht: die Alchimie ist eine fremdartige, abwegige Sache und vollends nichts für Frauen.

Denn weit, weit muß der wandern,
Über fremdes Reich und Meer,
Der den alten Bergen nachgeht,
Wo der Stein der Weisen war ...

schließt ein altenglisches, hermetisches Gedicht. Für Frauen eine viel zu abenteuerliche Ausfahrt. Der Schmelzkessel des Herzens aber ist ein ebenso geheimnisvoller wie der Schmelzprozeß im Tiegel und vielleicht noch wunderbarer< ... >Den Schmelzprozeß der Dichtung haben Sie vergessen, und um den beineide ich Sie.< - >Das sagen Sie so leichthin: Wenn Sie wüßten, was es heißt, von dieser Weißglut ausgeglüht zu werden! Doch lassen wir das lieber ... Ihr Erlebnis mit den Orchideen hat mich sehr gefesselt. Ich weiß, daß dieser Vorgang möglich ist, ich hätte aber nie geglaubt, daß jemand dieses Meisterstück in unsrer Zeit tatsächlich ausgeführt hat. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihr Vertrauen schenkten - mir, dem >Schwarzmagier<. -

>Nicht dem Schwarzmagier, dem Dichter«, sagte sie aufstehend. »Es ist nun höchste Zeit für mich zu gehen. Sie wissen: heute abend ist mein zweiter Vortrag, und ich möchte mich vorher noch etwas ausruhen. Und werden Sie auch heute nicht hinkommen? Ich werde nur für Sie lesen, ausschließlich für Sie.< - >Nein, lesen Sie für andre. Und denken Sie, daß ich Sie trotzdem höre.< Als sie gegangen war, nahm ich den Band vom Bücherständer, dessen Titel sie so stark berührt hatte, daß sie mir ihr fast unglaublich anmutendes Erlebnis so genau erzählte: Palingenesis, über die Wiedererweckung der Pflanzen und Tiere aus ihrer Asche. Ich schlug die Stelle auf, die die genaue Anleitung zu dem Prozeß enthält; sie lautet:

1. Nehmet 4 Pfund von dem Samen derjenigen Pflanzen, so ihr aus ihrer Asche hervor bringen wollet, es muß aber dieser Samen vollkommen reiff seyn, stoßet selbigen in einem Mörser,

und thut es in ein Glass, so von der Höhe als die Pflantze, wovon der Samen ist, seyn muß, vemachet solches Glas wohl, und verwahret es an einem temperirten Orte.

2. Hernach leget diesen zerstoßenen Samen des Abends, wenn es sonderlich kalt Wetter ist, in ein breites Gefäß, und exponiert selbigen also dem Thau die Nacht herdurch, daß er davon wohl angetzt und befeuchtet werde.
3. So nehmet ein groß reines Tuch, und machet solches an 4 Pfählen fest an, daß ihr damit eine gute Menge von solchem Thau auffangen könnet und wenn ihr denn also ungefähr 8 halbe Maaß des Thaues habet, so gießt selbigen in ein sauberes gläsernes Gefäß.
4. Den obigen Maßen vom Thau angetzten Samen thut wieder in das vorige Glass, und zwar ehe noch die Sonne aufgegangen, denn selbige sonst den Thau und die Krafft desselben auffziehen würde, und setzet sodann dieses Gefäß wieder, wie vorhin, an einen temperirten Ort.
5. Den Thau, den ihr mit dem leinen Tuch aufgefangen, müsset ihr filtrieren, und hernach destilieren, damit gantz keine Unreinigkeiten darinnen bleiben. Die Hefen, so dann davon überbleiben, müssen calciniert werden, damit man ein Saltz, so nicht allein anmuthig anzusehen, sondern auch auf folgende Art zu gebrauchen, davon heraus ziehen könne.
6. Giebet hernach solchen destillirten Thau, wenn er mit diesem Satz angemachet, auf euern Samen und machet das Glass feste mit Borax und klein zerstoßenen Glass zu, so dann setzet es in frischen Pferde-Mist ein Monat lang.
7. Hierauf nehmet es wieder heraus, so werdet ihr sehen, wie der Saame als wenn er gefroren oder leimigt wäre, auf dem Grund liege, oben über der gantzen Materie eine kleine Haut von allerhand Farben, so der Geist oder Spiritus ist, schwimmen; und zwischen dieser Haut und den Samen ein grünlicher Thau befindlich sey.
8. Dieses Gefäß noch allezeit wohl zu gemachet, setzet den Sommer hierdurch des Tages an den Sonnen, und des Nachts im Mond. Ist er aber trüb oder regnigt Wetter, so verwahret es so lange, bis es wieder gut Wetter wird, an einem truckenen und warmen Orte. Zu Zeiten wird dieses Werk in 2 Monaten perfect, zu Zeiten aber braucht man wohl ein gantz Jahr darzu. Die Zeichen eines guten Erfolges sind, wenn man siehet, daß die im Glase auf dem Grund Hegende leimigte Materie oder der Saame aufschwillet und in die Höhe gehet, daß der Spiritus oder die kleine Haut, so zu oberst schwimmt, abnimmt und daß die ganze Materie dicke wird, imgleichen wenn die Sonne auf diesem Glase scheint, und man so dann subtile Wolcken oder Dünste in selbigem vermercket, ist es eine gewisse Anzeige, daß die Rudimenta der wieder auflebenden Pflantze allbereit würcklich vorhanden seyn.
9. Endlich wird aus dieser ganzen Materie von selbst ein blaulichter Staub formiret, aus welchem Staub hernach, wenn er durch eine gelinde Hitze erreget, der Stamm, die Blätter und Blumen, und mit einem Worte die gantze Pflantze, gleichsam als aus ihrer Aschen wieder hervor kommt. So bald aber die Hitze wieder auffhöret, verschwindet auch dieses gantze Schauspiel, die Pflantze fällt von einander, und zwar vernichtet, und siehet man so dann auf dem Boden des Glases wieder ein neues Chaos. Wird aber selbiges wieder erwärmet, siehet man von neuem diesen in seiner Asche verborgenen Phoenix hervor kommen, denn wie ihm die Wärm, so oft man will, sein Leben giebet, also nimmt ihm die Kälte solches hinwieder.

Ich las die Vorschrift mehrmals. Dann ging ich in mein Laboratorium und begann die Arbeit.

Des Magiers Blumen fremdgestalt,
Die werden nicht wie andre alt,
Sie blühen fort auf sein Geheiß
In ihrem eignen Zauberkreis,
In ihrer eignen Zwischenwelt,
In die er sie hineingestellt,

Beschworen aus dem Strahlenkern
Durchsichtig, gläsern, zeitenfern,
Durch seinen dunklen Magierspruch
Und dann gebannt in dieses Buch.